Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 37 Marburg i. H., den 14. September **1899**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Jesu Glaube — Lutherworte — Petrus Lotichius und sein Kloster: 3. Klosterschule und Universität; 4. Bewährung in Trübsal — Die württembergischen Waldensergemeinden einst und jetzt — Die Gleichnisreden Jesu. Von Jülicher — Henrik Ibsen und das Christentum? 2. Ibsen und der Naturalismus — Zur evangelischen Bewegung in Oesterreich — Eine neue Mystifikation des Klerus in Frankreich — Verschiedenes: Gesellschaftlicher Boykott, Fortsetzung; Schriften über Oesterreich; Der Weg zu Gott für unser Geschlecht; Die Rede des Kaisers in Straßburg — Quittung — Zur Beachtung — Anzeigen: Jahresversammlung des Evangelischen Vereins in Hannover

Jesu Glaube

Du glaubtest deinem Vatergotte,
Als stünde er dir sichtbar nah.
Und deiner Seele reines Auge
Durch Wolkengrau den Himmel sah.

Und größer doch und wunderbarer
Ist dies, bedenke ich dich recht:
Du glaubtest, wo nichts schien zu glauben,
An uns, das menschliche Geschlecht.

Du glaubtest nicht umsonst zu säen
Den Samen auf das Menschenland
Und nicht vergeblich auch zu weisen
Uns himmelauf an deiner Hand.

Du glaubtest nicht umsonst zu leben,
Als für die Menschen du gelebt;
Und glaubtest nicht umsonst zu sterben,
Als du im Tod ihr Heil erstrebt.

Und darum ist dein Menschenglaube,
O Jesu, mir so wunderbar,
Weil deinem Auge nicht verborgen
Des Menschenherzens Hölle war.

Dir hat nicht Irrtum vorgetrogen
Ein übertünchtes Menschenbild.
Wohl Niemand hat so scharf geschnitten
In Menschentriebe, gottlos wild.

Du hast auf Menschen nie verlassen
Dich und an Menschen doch geglaubt,
Und ob dich Menschenhand erschlagen,
Dein Glaube ward dir nicht geraubt.

Der Glaube soll den Mut mir stärken
Im langen Kampf mit meinem Ich.
Weh, wenn mich dies nicht aufwärts triebe:
„Dein Gott und Heiland glaubt an dich!"

Fritz Philippi

Lutherworte

Es sind Etliche, die das Evangelium und was man saget vom Glauben, hören oder lesen und fallen geschwinde darauf und heißen das Gläuben, das sie denken. Sie denken aber nicht weiter, denn: Glaube sei ein Ding, das in ihrer Macht stehe zu haben oder nicht zu haben, als [wie] ein ander natürlich, menschlich Werk; darum, wenn sie in ihrem Herzen einen Gedanken zu wege bringen, der da spricht: „Wahrlich, die Lehre ist recht, und ich gläub, es sei also" — so bald meinen sie, der Glaube sei da. Wenn sie denn nun sehen und fühlen an ihnen selbst und an den Andern, daß keine Aenderung da ist und die Werke nicht folgen und [sie] bleiben wie vorhin im alten Wesen, so dünket sie, der Glaube sei nicht genug [dazu], es muß etwas mehr und Größeres da sein.

Siehe, so fallen sie dann daher und sagen: „Ei, der Glauben thuts nicht allein." Warum? „Ei darum: sind ihrer doch so Viele, die da gläuben und thun nichts mehr als vorhin, finden sich auch gar nicht anders gesinnt denn vorhin." Das sind die, welche Judas in seiner Epistel [Vers 8] Träumer heißt, die sich mit ihrem Traum selbst betrügen. Denn was ist solcher ihr Gedanke, den sie Glauben heißen, anders denn nur ein Traum und ein Nachtbild vom Glauben, das sie selbst von eigner Kraft ohne Gottes Gnade in ihrem Herzen gemacht haben? Die werden darnach ärger, denn sie vorhin waren . . .

Aber der rechte Glaube, da wir von reden, läßt sich nicht mit unsern Gedanken machen, sondern er ist ein lauter Gotteswerk, ohn alles unser Zuthun, in uns. Wie Paulus saget zu den Römern [5, 15]: Es ist Gottes Gabe und Gnade, durch Christum erworben. Darum ist er auch [der Glaube] ein mächtig, thätig, unruhig, schäftig [schaffend, geschäftig] Ding, der den Menschen gleich verneuert, anderweit gebiert und ganz in eine neue Weise und Wesen führet, also daß unmöglich ist, daß derselbige nicht sollt ohne Unterlaß Gutes thun.

Denn also [gleichwie] natürlich der Baum Früchte trägt, so natürlich folgen dem Glauben gute Werke. Und gleichwie keine Not ist, dem Baum zu gebieten, daß er Früchte trage, also ist dem Gläubigen kein Gebot gesetzt wie Paulus sagt [Gal. 5, 18 u. ö.], ist ihm auch kein Nötigen dazu, daß er Gutes thue, sondern er thuts von ihm selber, frei und ungezwungen; gleichwie er [der gläubige Mensch] von ihm selber schläft, isset, trinket, [sich] kleidet, siehet, höret, redet, gehet und stehet.

Ein Sermon von dem ungerechten Mammon, Lucä am Sechzehnten 1522.

* * *

Glaube ist eine lebendige, erwegene [verwegene] Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er [der Glaubende] tausendmal darüber stürbe. Und solche Zuversicht und Erkenntnis göttlicher Gnade macht tröstlich, trotzig und lüstig gegen Gott und alle Kreaturen, welches der heilige Geist thut im Glauben. Daher der Mensch ohne Zwang willig und lüstig wird [Lust bekommt], Jedermann Gutes zu thun, Jedermann zu dienen, Allerlei zu leiden, Gott zu Liebe und Lob, der ihm solche Gnade erzeigt hat; also daß unmöglich ist Werk vom Glauben zu scheiden, ja so unmöglich, als Brennen und Leuchten vom Feuer mag geschieden werden.

Das Neue Testament deutsch. 1522. (Aus der Vorrede zum Römerbrief, die keinem unsrer Leser unbekannt sein sollte. Luthers Werke für das christliche Haus, Band 7, S. 18.)

Petrus Lotichius und sein Kloster

3. Klosterschule und Universität

Diese Reformation des Klosters führte nicht zum Bruch mit seinem Ordinarius, dem Bischof Konrad in Würzburg. Loticius hatte ihm Treue gelobt. Die wollte er bewahren. Und was er in bereitwilligem Gehorsam irgend thun konnte, ohne gegen seine evangelische Ueberzeugung und gegen seine seelsorgerischen Pflichten zu verstoßen, das that er. Er sandte ihm reichliche Steuern und „Liebesgaben." Er mied es, in bischöfliche Rechte einzugreifen. Ja er ließ die auf protestantischen Hochschulen erzognen Jünglinge durch den Bischof ordiniren.

Aber dies Einvernehmen mit dem Bischof sollte bald gestört werden. Leute, wie der Herr von Hutten, der mit dem Kloster in langem Prozeß lag, glaubten von den Verdächtigungen des Abtes Vorteil herauszuschlagen, und schon im Oktober klagte Loticius, daß er beim Bischof verleumdet sei, der, „ich weiß nicht was, zu meiner Verdammung öffentlich verkündet haben soll." Seine Freunde waren damals sogar um sein Leben besorgt. Da starb 1544 Konrad IV., und sein Nachfolger, der edelgesinnte Humanist und tapfre Kriegsmann Melchior Zobell von Guttenberg, legte dem mutigen und gelehrten Abte keine Schwierigkeiten mehr in den Weg.

In den ernsten Anfechtungen der ersten Zeit fand Loticius den besten Trost in der Sorge für die Schule. „Ich danke und lobe Gott, daß er den Knaben Sinn und Verstand gegeben hat, die Weisheit und jene ehrenhaften Künste zu verstehen, durch die die Erkenntnis Christi bewahrt wird und die wahre Frömmigkeit zunimmt." Aber auch die Schule hatte schwere Zeit durchzumachen. Ueber ein Jahr lang hatte der nachmals berühmte Michael Beuther daran gewirkt. Aber mitten in der Arbeit unterbrach er sich und zog nach Wittenberg davon. An seinen Fortgang knüpfte die Mißgunst allerlei häßliche Gerüchte, die der Schule schadeten. Und nachdem Loticius eine Zeit lang die Sache hinzuhalten versucht hatte, schickte er plötzlich kurz entschlossen die jüngern unter seinen Schülern auf einige Zeit nach Hause oder zu andern Lehrern und entließ seine sieben Aeltesten unter Aufsicht des Siegfrid Hettenus nach Marburg auf die Universität, wo sich der Professor Theobald Thamer ihrer besonders annahm. Er selbst bürdete sich noch einmal die ganzen Lasten des Pfarramts auf. Aber als ihm ein heißgeliebter Schüler, sein elfjähriger Neffe Georg, den er dem Humanisten Cremer in Gelnhausen übergeben hatte, plötzlich starb, litt es ihn nicht mehr in der Schlüchterner Einsamkeit, und er eilte seinen Zöglingen gen Marburg nach. Hier genügte es ihm nicht, die Jünglinge, die er später in Würzburg ordiniren lassen wollte, in ihren Sitten und bei ihrer Arbeit zu beaufsichtigen, sondern er ließ sich selbst immatrikuliren, „ging selbst in die philosophische Schule, grüßte die Musen, hatte mit Apollo Umgang und war Gast der unsterblichen Götter," wie sich der Professor Asklepius geschmackvoll ausdrückte. Johannes Hagius, ein fränkischer Student, der damals in Marburg weilte, berichtet davon: „Ich sah als Jüngling den alten Mann, wie er nicht nur für sich die Wissenschaften und besonders die Theologie mit uns in ruhmvollem Eifer studirte, sondern auch begabte Leute aufs freigebigste aus seinen Mitteln unterhielt und sie durch sein eignes Beispiel und das tägliche häusliche Zusammenleben zum Fleiße einlud und antrieb. Diesen ehrwürdigen Priester, der mit uns in der Akademie verkehrte, haben wir so verehrt, geachtet und geschätzt, daß nicht nur die Studiosen das schönste Beispiel vor Augen hatten, sondern daß die Universität selbst und die besuchtesten Versammlungen der Lernenden und Lehrenden gleicherweise auf ihn ihre Blicke richteten." Unter seinen Studenten nahm er sich besonders eines Bruders des eben verstorbnen Georg an, seines Paten und Neffen Petrus Loticius Secundus, den seit mehreren Jahren der berühmte Jakob Micyll erzogen hatte. Und Petrus Secundus, der schon damals durch formvollendete Gedichte Aufsehen erregte, hat seinem Oheim die aufgewandte Mühe später treulich gedankt.

Loticius kehrte zuerst wieder nach Schlüchtern zurück, dann folgte ihm seine Jugend, einer nach dem andern, mit guten Zeugnissen nach. Im Kloster wurde es wieder lebendig. Stadt und Dörfer erhielten Prediger. Und für seine Schule suchte Loticius den Marburger Professor Theobald Thamer als Leiter zu gewinnen. Die Universität mochte aber diesen damals hell glänzenden Stern nicht missen, die Marburger Gemeinde auf ihren Kanzelredner, Philipp von Hessen auf seinen Günstling nicht verzichten. So wurde das Gesuch des Loticius abschlägig beschieden — zum Glück. Denn in den Anfechtungen des Interims bald danach zeigte sich Thamer als ein schwankendes Rohr. Und schließlich fiel er wieder zum Papsttum ab.

Trotz dieser Ablehnung wurde das Gedeihen der Schule nicht mehr gestört. Denn an seinen ältern Zöglingen hatte Loticius schon wackere Helfer und Lehrer für die jüngern. Einzelne besonders begabte Knaben übergab er noch immer tüchtigen Männern zur häuslichen Erziehung. Und auch die Klosterschüler erhielten den Abschluß ihrer Bildung nach wie vor auf der Universität, in Marburg, Wittenberg oder Heidelberg. Die sämtlichen Unkosten, Stipendien, Honorare, Lehrbücher — auch für die fernen Studenten — bezahlte das Kloster. Dabei bedurfte es der ganzen Sparsamkeit und persönlichen Anspruchslosigkeit des Abtes, um das viele Bargeld flüssig zu machen; denn die Klostereinnahmen bestanden fast ausschließlich in Naturalien. Wenn es kein Geld gab, schickte Loticius den Professoren auch wohl ein Pferd oder zwei fette Ochsen. Eine große Summe jährlich gab Loticius für seine Bücherei aus. Und dort waren denn auch die besten weltlichen und geistlichen Autoren zu finden. Selbst an die Anschaffung eines so wertvollen und teuern Werkes wie der Opera Erasmi in neun Bänden gedruckt bei Frobenius wagte man sich heran.

Nicht nur die nähere Umgegend von Schlüchtern hatte Segen von der Schule. Nach Hanau kam als Gehilfe des Enneobolus der Loticiusschüler Bernhard Mehlmann (1547). In Steinau wurde Nikolaus Loticius ein mutiger Verteidiger des Evangeliums. Nach dem abgelegnen Marjoß zog sich 1545 der Prior des Klosters, der durch sein „bollerhaftes" Wesen dem Abte oft das Leben schwer gemacht hatte, Wolfgang Henßler zurück, weil er ein Weib nahm. Er war einst mit Lotz zusammen ins Kloster getreten, nun versorgte er noch über zwanzig Jahre lang in Marjoß das arme Christenvolk wohl mit Gottes Wort und den heiligen Sakramenten.

Loticius hätte ihn als Verheirateten nicht im Kloster selbst geduldet. Das Heiraten war zwar den Konventualen erlaubt worden. Der Stadtpfarrer Hettenus hatte sich im Dezember 1544 schon mit Loticius Nichte Elisabeth, einer ältern Schwester des Dichters Secundus, verheiratet. Aber er wohnte mit ihr außerhalb der Klostermauern. Die Ehemänner blieben indessen Konventualen, auch die auswärtigen. Wenn diese nach Schlüchtern kamen, hatten sie im Kloster freie Wohnung und Atz.

Durch die Schlüchterner Studenten wurde die Anstalt im beständigen Wechselverkehr mit den Universitäten erhalten. Besonders zu Wittenberg und dort zu Melanchthon trat der Abt durch seinen Neffen Petrus Secundus in freundschaftliche Beziehungen und in Briefwechsel. Dem Magister Philippus verdankt Peter Lotz auch den Namen, unter dem ihn die Nachwelt kennt. Er empfahl, das harte „Loticius" in das weichere „Lotichius" umzuändern. Diesen Namen haben dann alle Gelehrten in der Familie angenommen. Später hat Melanchthon auch Lotichius in Schlüchtern besucht und dort ein schwungvolles Gedicht hinterlassen, in dem er die Geschichte des Klosters von den Frankenkönigen bis auf Lotichius besingt.

In Heidelberg war Micyll der Gönner der Schlüchterner Sendlinge, in Marburg Andreas Hyperius. Letzterer schätzte den Lotichius so hoch, daß er ihm, als dem leuchtenden Vorbilde, wie Frömmigkeit und Gelehrsamkeit zusammengehören, sein noch heute unvergessenes Buch von der rechten Art des theologischen Studiums dedizirte.

4. Bewährung in Trübsal

Die schwersten Kämpfe um seinen evangelischen Glauben standen dem Kloster bevor, als Kaiser Karl den Kurfürsten von Sachsen besiegt, ihn und den Landgrafen Philipp von Hessen gefangen genommen hatte und nun zur Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft den evangelischen Ständen eine vorläufige

Kirchenordnung, das Augsburger „Interim,“ aufzwingen wollte, der sie sich ohne Verleugnung ihres Glaubens nicht beugen konnten.

Am 19. August 1548 brachte ein kaiserlicher Bote den Schutzherrn des Klosters, den damals noch minderjährigen Grafen Philipp und Reinhard von Hanau, das Interim. Diese antworteten ausweichend: „Die Sache müsse an ihre Vormünder gehen.“ Der Senat von Gelnhausen verabredete mit Hanau und mit Kurpfalz gemeinsames Vorgehen; Lotichius, der zugleich von Hanau und von Würzburg aus Bedrängnis zu erwarten hatte, wurde vom Hanauer Pastor Mehlmann zur Standhaftigkeit im bevorstehenden Sturme ermahnt. Bald folgte denn auch ein zweiter kaiserlicher Brief in schärferer Tonart. Da meinte der gräfliche Vormund Reinhard von Solms, ein treuloser Vasall des Landgrafen Philipp und ein arger Papist: „es sei Sorge zu tragen, daß die Hanauer Grafen nicht durch die Predigten von zwei oder drei Pfarrern um ihr Land kämen,“ und antwortete ohne Wissen des Mitvormundes Wilhelm von Nassau, daß man sich dem kaiserlichen Willen füge. So mußte das Interim in den ersten Novembertagen allen Hanauer Unterthanen, auch in Schlüchtern, eingeschärft werden. Manche unterwarfen sich. Aber Lotichius Freunde und Schüler: Enneobolus, Mehlmann, Salicetus blieben treu und erklärten sich „zu Gottes Wort und der Augsburgischen Konfession.“

Lotichius mußte indessen eine schwere Versuchung durchkämpfen. Er war nach Würzburg beschieden, wohin der Bischof auf den 12. November seinen Klerus zu einer Synode zusammenberufen hatte. Auf dieser wurden zunächst die Bestimmungen früherer Synoden erneuert und eingeschärft, dann wurde vorgeschrieben, die Unverletzlichkeit des katholischen Glaubens zu lehren und zu bewahren, es wurde auf Reformation des Lebens und der Sitten im Klerus gedrungen und schließlich die „Kaiserliche Formel“ angenommen. „Ich zweifle nicht,“ schrieb Lotichius Secundus während der Zeit, „daß auf der Würzburger Synode fromme und gelehrte Männer in so großer Sache ihre Meinung gewichtig aussprechen werden, und ich hoffe, daß mein Oheim einen hervorragenden Beweis seiner Frömmigkeit und seines Glaubens geben wird.“

Die Hoffnung, daß Lotichius ohne einen Bruch mit Würzburg dennoch samt seinem Kloster dem Interim ausweichen könne, war nicht aussichtslos. Er war auf der Synode ein einflußreicher Mann, und man war ihm auch gar nicht unfreundlich gesinnt. Melchior Zobell, der Bischof, hatte einst in Wittenberg Luthers Vorlesungen besucht. Unter den Räten des Bischofs waren Erasmus Neustetter und Daniel von Stibar, die mit Camerarius und Melanchthon Freundschaft hielten und Briefe wechselten. Aber gerade solchen wohlwollenden Freunden gegenüber war es einer nachgiebigen und vermittelnden Natur wie Lotichius unendlich schwer, ohne Halbheiten und ohne Lauheit seinen evangelischen Glauben zu vertreten. Trotzdem ließ er sich nicht zu dem Bekenntnis herbei, daß er in der Lehre geirrt habe. Gegen einen Vorwurf freilich vermochte er sich nicht zu verteidigen. Er hatte letzter Zeit einige seiner Schüler selbst ordinirt. Dies Recht stand aber nur dem Bischof zu. Das hatte Lotichius selbst früher anerkannt, und er hatte bei jenen Ordinationen gegen seine bessere Ueberzeugung aus Not gehandelt. So erklärte er sich auch jetzt bereit, seinen Irrtum, daß er sich bischöfliche Gewalt angemaßt habe, einzugestehen.

Wegen seiner häretischen Irrtümer hatte Lotichius von Zobell schon vorher exkommunizirt werden müssen. Der gütige Bischof begnügte sich nun mit dem öffentlichen Eide des Abtes: „Ich bekenne, daß ich geirrt habe, als ich mir bischöfliche Würde und Gewalt anmaßte, indem ich ungehörig einigen die Hand auflegte und sie über Kirchen setzte, das Wort zu predigen und die Sakramente zu vollbringen und zu verwalten, obschon sie ohne Sendung waren. Deshalb revocire ich diesen Irrtum und schwöre ihn ab, sowie auch alle andern, wenn ich welche gegen Herkommen und Vorschrift der allgemeinen und katholischen Kirche gelehrt haben sollte“ u. s. w. Daraufhin wurde er absolvirt.

Zum Verständnis des letzten Satzes muß man sich gegenwärtig halten, daß die Anhänger der reinen Lehre damals gar nicht daran dachten, für ihre Kirche den Ehrentitel der „Katholischen“ aufzugeben, daß Lotichius insbesondre niemals mit dem katholischen Herkommen gebrochen, sondern immer schonend reformirt hat, daß er endlich beim Abschluß seines Lebenswerkes wörtlich bekannt hat: daß er gegen den Artikel „ich glaube eine heilige katholische Kirche“ niemals auch das Geringste geredet, gelehrt oder geschrieben habe. Ja nicht einmal in Worten, geschweige thatsächlich habe ihm solches in den Sinn kommen können. Vielmehr habe er aus dem Artikel allezeit reichen Trost geschöpft.

Wie wenig er gesonnen war das Interim anzunehmen, zeigte sich bald nach seiner Rückkehr. Denn wenn er auch mit Würzburg im Reinen war, er mußte auch nach Hanau seine Erklärung abgeben. Nachdem nun am 28. Dezember Nikolaus Lotichius aus Steinau öffentlich bekannt hatte, „er wolle das Evangelium nicht halb, sondern ganz predigen,“ antworteten auch der Abt Lotichius mitsamt den Pfarrern der obern Grafschaft am Epiphaniastage gen Hanau: „sie könnten das Interim in keinerlei Weise mit gutem Gewissen befolgen. Lieber wollten sie alle von hinnen weichen, nur solle man sie in Gnaden ziehen lassen.“

Nach dieser mutvollen That war auch das Schlimmste überstanden. Die Hanauer zwar wurden vom Mainzer Erzbischof weiter bedroht, die jungen Grafen durch Reinhard von Solms sogar auf die Schule von Ingolstadt geschickt, Enneobolus mußte eine Zeit lang nach Dillenburg flüchten. Aber im Dezember 1550 konnte Magister Christian Lotichius aus Wittenberg seinem Oheim, dem Abte, zum wohlerhaltnen Zustand der Schlüchterner Kirche Glück wünschen und in einem Neujahrskarmen besingen, wie Pietas und Fides, die Begleiterinnen der Justitia, nebst der Schar der Musen, müde vom Wittenberger Kriegslärm, um die Gastfreundschaft des Schlüchterner Klosters bitten. Eine Kirchenvisitation von Würzburg aus war ohne Schaden vorübergegangen, wie auch in Hanau solch Gewitter vorbeizog, ohne daß der Blitz einschlug. Bald verlor Kaiser Karl die Macht, den Evangelischen zu schaden. Und den Schluß all dieser Nöte bildete eine fröhliche Hochzeit, die Pfarrer Mehlmann in Hanau feierte. Auch Abbas Lotichius war als Ehrengast geladen.

Schiele

Die württembergischen Waldensergemeinden einst und jetzt

Die württembergischen Waldensergemeinden rüsten sich, um im September d. J. das Jubiläum ihres zweihundertjährigen Bestehens zu feiern.*)

Im Jahre 1698 waren die Vorfahren aus Piemont vertrieben worden; einem Druck Frankreichs nachgebend zwang der Herzog Viktor Amadeus von Savoyen alle nicht in den Waldenserthälern Gebornen zur Auswanderung. Es waren meist französische Flüchtlinge reformirten Glaubens, die namentlich wegen der Aufhebung des Edikts von Nantes Frankreich verlassen und in den Staaten des Herzogs Zuflucht gesucht hatten. Doch entschlossen sich auch viele Piemontesen zur Auswandrung, weil sie durch innige Bande mit den französischen Glaubensgenossen verbunden waren. Im ganzen verließen etwa 3500 Personen die Heimat, darunter sieben Geistliche, von Geburt gleichfalls Franzosen. Tausend von ihnen fanden eine Unterkunft in Hessen, nämlich in Walldorf, Rohrbach und Wembach, das Gros dagegen gründete mit Erlaubnis des Herzogs Eberhard Ludwig die Waldenserkolonien Württembergs. Die Einwandrer stammten teils aus dem Thal des Guil und der obern Durance, teils aus den kurz zuvor von Frankreich an Savoyen abgetretnen Thälern Pragelas und Perouse. Aber auf den Namen Waldenser hatten sie vollen Anspruch, denn es gab und giebt heute noch in den kottischen und Hochalpen sowohl französische als italienische Waldensergemeinden, und beide gehen gleicherweise zurück auf die Bewegung Peter Waldus' von Lyon.

Die Kolonien, die 1699 und 1700 in Württemberg

*) Die Hauptfeier findet am 21. September in Schönenberg, Station Mühlacker, statt. D. H.

angelegt wurden, sind: Großvillars, Pinache, Serres, Kleinvillars, Dürrmenz mit Schönenberg, Sengach und Corres, Wurmberg-Bärenthal im Oberamt Maulbronn, Perouse im Oberamt Leonberg, Neuhengstett im Oberamt Calw, Nordhausen im Oberamt Brackenheim. Da, wo diese Dörfer sich erheben, war vor zweihundert Jahren ödes Land. Der Dreißigjährige Krieg und die französischen Raubkriege am Ende des siebzehnten Jahrhunderts hatten das Land dermaßen entvölkert, daß die Felder nicht mehr bebaut werden konnten. Fleißige Hände waren darum willkommen, und wenn die Waldenser nicht reformirten Bekenntnisses gewesen wären, hätte sich ihre Ansiedlung ohne Schwierigkeit vollzogen. So aber besann sich das rein lutherische Herzogtum Württemberg lange, und nur der dringenden Fürsprache und thatkräftigen Unterstützung der protestantischen Mächte Preußen, Holland und England war es zu danken, daß man sich im Schwabenlande für Aufnahme der „armen Pilger" entschied. Das Rezeptionsedikt vom September 1699 ordnete die bürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse der neuen Gemeinden. Am 15. September 1699 fand ihre Huldigung in Dürrmenz statt; in Gegenwart der herzoglichen Kommissäre, des holländischen Gesandten Valkenier, sowie von fünfunddreißig Schultheißen und Bürgermeistern schwuren sie nach einer französischen Ansprache des Pfarrers und Obersten Henri Arnaud ihrem neuen Fürsten den Eid der Treue.

Mit der zähen Ausdauer, die den Bergbewohnern eigen ist, unterzogen sich die Ansiedler der harten Arbeit der Urbarmachung des verwilderten Bodens, wobei sie in den ersten zehn Jahren trotz der Unterstützung von seiten der Landesregierung und der Glaubensgenossen unter drückender Armut und Entbehrungen aller Art schwer zu leiden hatten. Heute machen die Dörfer und Dörflein einen freundlichen, saubern und anheimelnden Eindruck. Sie verdanken dies nicht zuletzt ihrer regelmäßigen Anlage. Einige bestehen nur aus einer kerzengeraden, langen Gasse mit kleinen, niedlichen Häusern, so Pinache, Serres, Nordhausen, Kleinvillars, Sengach, Corres; andre aus zwei Flügeln, die sich im rechten Winkel schneiden, wie Großvillars, Neuhengstett. Die Giebelseite der Häuser sieht meist gegen die Straße; in der Mitte der Häuserreihe, jedoch etwas zurückstehend, versteckt sich das meist unansehnliche Kirchlein mit kleinem Turm oder auch nur mit Dachreiter. Vor den Häusern erfreuen kleine Gärten, vielfach mit Rosenbäumchen, Weinstöcken und Oleandern geziert, das Auge; die Fensterbrüstungen sind mit wohlgepflegten Blumentöpfen ausgefüllt. Hinter jedem Haus befindet sich ein größerer Baumgarten. Die Bewohner sind fleißig und arbeitsam, die Felder allenthalben wohl bestellt. Haupterwerbszweige sind Feldbau, Viehzucht, Obstbau, in einigen Gemeinden auch Tabak- und Weinbau, daneben etwas Kleingewerbe. Viele Leute gehn in die Fabriken nach Pforzheim, Calw, Leonberg. Die Gemeinden können im Durchschnitt heute noch als arm bezeichnet werden. Wegen der Kleinheit der Markungen, der starken Zunahme der Bevölkerung, des teilweise geringwertigen Bodens und in Ermanglung sonstiger Hilfsquellen können sie auch kaum jemals zu Wohlstand gelangen.

Einen Wendepunkt in der Geschichte der Gemeinden bildet das Jahr 1823. Es brachte die Union und die Abschaffung der französischen Sprache. Bis dahin war Kirchen- und Schulsprache das Französische. Aber es hatte sich immer deutlicher gezeigt, daß die fremde Sprache einen Hemmschuh bildete in der Entwicklung dieser Orte, daß namentlich das Schulwesen in Ermanglung geeigneter Lehrer und Lehrbücher ganz darnieder lag. In einigen der Ortschaften wurde das Französische gar nicht mehr verstanden, sodaß es nicht zu früh war, als König Wilhelm I. durch Erlaß vom 7. September 1823 den Gebrauch desselben verbot. Heutzutage versteht Niemand mehr das Schriftfranzösische; dagegen ist die alte Umgangssprache, das Patois, noch nicht erloschen. In Serres, auch Pinache und Neuhengstett sprechen noch eine Anzahl älterer Leute welsch; in einigen Familien in Serres wird noch täglich Patois gesprochen. Der Pfarrer kann es erleben, daß während einer Sitzung des Kirchengemeinderats auf einmal ein Gewelsche anhebt, wenn einzelne Mitglieder sich über Etwas verständigen wollen, was nicht Jedermann verstehen soll. Zu den Personen, die es noch am geläufigsten sprechen, gehört der Kirchenpfleger Jean Daniel Gille in Serres, der neulich dem König in Bebenhausen eine Probe davon vorführen durfte. Als eben derselbe aus Anlaß der Jubelfeier der Glorieuse Rentrée im Jahre 1889 mit seinem Ortspfarrer die Waldenserthäler besuchte, kam er in den Bergen mit seinem Patois gut fort. In neugegründeten Haushaltungen ist das Patois nicht mehr Umgangssprache, die Kinder lernen es nicht mehr. Nach Verlauf einiger Jahrzehnte wird es vollends verschwunden sein. Die vielen französischen Bücher, Gebetbücher, Psalmen mit Noten, Bibeln, darunter große Elzevire, liegen da und dort unberührt, weil unverstanden, in einem staubigen Winkel unter dem Dach. In Pinache und Serres sind sie gesammelt und teilweise wieder hergestellt worden, um als Erinnerung für spätere Zeiten aufbewahrt zu werden.

Ueberhaupt läßt sich der fortschreitende Prozeß der Verdeutschung der Waldensergemeinden nicht aufhalten. Von den einst eingewanderten fast tausend welschen Familiennamen sind keine hundert mehr vorhanden. Schon bald nach der Einwanderung kam es zu Heiraten zwischen Waldensern und Deutschen und dies ward immer mehr der Brauch. Dennoch giebt es in den Gemeinden Serres, Perouse, Pinache, Neuhengstett und Nordhausen noch eine Menge von Familien, in denen das französische Blut entschieden vorherrscht. Nahezu ausgestorben ist das Waldensergeschlecht in Dürrmenz und Wurmberg, obwohl in beiden Ortschaften die „welsche Gasse" im wesentlichen noch unberührt besteht.

Die Vereinigung mit der lutherischen Landeskirche im Jahre 1823 ging ohne Schwierigkeiten vor sich. Denn ein Bewußtsein der dogmatischen Unterschiede, wenn es je vorhanden gewesen war, hatte sich längst verloren. Als das Pinacher Consistoire darüber befragt wurde, äußerte es sich dahin, „daß sich die Gemeinde mit allen Evangelisch-Lutherischen des Landes im christlichen Glauben für völlig eins erkläre," und das Consistoire von Serres: „sie erklären, daß sie im Glauben der beiden Kirchen keinen Unterschied wissen." Schwerer hielt es, die Gemeinden zum Verzicht auf das Recht der Wahl ihrer Geistlichen und Lehrer zu bewegen. Pinache, Serres und Nordhausen protestirten dagegen, daß man ihnen dieses Privilegium nehme, aber vergeblich. Dem königlichen Willen mußten sie sich fügen. Sie konnten es auch um so eher, als die Sorge für die Besoldung der Geistlichen zugleich den Gemeinden ganz abgenommen wurde und der Staat sich erbot, auch zum Gehalt der Lehrer beträchtliche Beiträge zu leisten. Es ist außer Zweifel, daß den Gemeinden mit der Verdeutschung und Aufnahme in den Schoß der Landeskirche der größte Dienst erwiesen wurde. Sie standen in Gefahr, geistig und geistlich zu verkümmern, denn das Material der Pfarrer und Lehrer war im allgemeinen ein geringwertiges, und die Gemeinden mußten oft froh sein, überhaupt welche zu bekommen.

Einzelne Eigentümlichkeiten des kirchlichen Lebens sind noch die letzten Zeugen alter reformirter Art. Bei der Union bestanden die Gemeinden darauf, daß sie das heilige Abendmahl auch ferner nach reformirtem Ritus feiern dürfen, und es war ihnen zugestanden worden. So wird heute statt der Hostien weißes Brot gebraucht, das von dem Kirchenpfleger in längliche Streifen geschnitten, vom Geistlichen gebrochen und den Kommunikanten in die Hand gereicht wird; den Wein schenkt der Kirchenpfleger, der hinten im Altar steht, ein, und der Pfarrer reicht die beiden Kelche dar. Es treten meist vier Personen zugleich vor den Altar. Ein ganz interessanter Brauch ist es bei den ältesten Leuten, daß sie ihre Fingerspitzen küssen, ehe sie das gesegnete Brot ergreifen. Das Gebet in der Kirche wird noch so verrichtet, wie es nach den Inquisitionsakten von Carcassonne die Armen von Lyon schon übten: flexis genibus inclinati super bancam, mit gebognen Knieen über die Bank gelehnt. Anmeldung zum heiligen Abendmahl, auch Beichte ist teilweise nicht gebräuchlich. Da und dort reichen die Konfirmanden nach der Einsegnung auch dem Ortsvorsteher und den Kirchenältesten die Hand. Die ältern Kirchen haben keine Sakristei; dem Geistlichen dient nur ein Stuhl unter der Kanzel, er kann aber auch sofort auf dieser selbst seinen Platz einnehmen. Die Kanzel befindet sich hinter dem Altar im Chor gegenüber

dem Haupteingang. Bilderschmuck und sonstige Zier wird immer noch nicht begehrt; Serres hat noch kein Kruzifix auf dem Altar. Eine Ausnahme macht Arnauds Bildnis und der Holzschnitt „Auszug der Waldenser," die da und dort aufgehängt sind. Die in den letzten Jahrzehnten neu erbauten Kirchen zu Schönenberg (über Arnauds Grab) und Kleinvillars, beide in edlem romanischem Stil und Muster schöner Dorfkirchen, haben sich von diesem reformirten Prinzip ganz emanzipirt.

Von der Religiosität und Kirchlichkeit ist nicht viel Unterscheidendes zu sagen. Lichtseiten im Charakter der welschen Art sind großer Fleiß und löbliche Sparsamkeit; für die Landeskultur haben schon die Vorfahren viel gethan, unter anderm durch Einführung der Kartoffel in Württemberg; die Nachkommen zeichnen sich aus im Obstbau.

Nach der alten Heimat in Piemont sehnt sich Niemand mehr zurück. Aber die Beziehungen zu ihr sind in den letzten Jahrzehnten wieder lebendiger geworden, nachdem sie seit einem Jahrhundert fast gänzlich aufgehört hatten. Sie wurden neu angebahnt, als die Waldenserkirche, die ihr Evangelisationswerk in Italien ausdehnte, zu Anfang der siebziger Jahre den Pastor Calvino nach Württemberg sandte, um die Herzen des Schwabenvolks für dieses Werk zu erwärmen. Bei diesem Anlaß besuchte er unsre Kolonien, ihm nach auch andre Waldenser. Die „Nachrichten über die Ausbreitung des Evangeliums in Italien" werden in allen Orten gelesen, und man giebt den Brüdern in der Ferne eine jährliche Beisteuer für diesen Zweck. An der zweihundertjährigen Jubelfeier der „glorreichen Rückkehr" im August und September 1889*) nahm auch eine Abordnung unsrer Gemeinden teil und überbrachte eine Liebesgabe von 2400 Mark. Und im Herbst vorigen Jahres machte sich noch einmal eine Deputation auf zur Fahrt nach Welschland, um die Mutterkirche in den Thälern zum Jubiläum der Tochtergemeinden in Württemberg einzuladen. Die Berichte dieser Deputationen nach ihrer Rückkehr erregten das lebhafteste Interesse, waren aber auch geeignet, den württembergischen Kolonisten zu zeigen, wie viel besser sie es doch trotz ihrer bescheidnen Verhältnisse haben, als die Brüder in den kottischen Alpen.

Das waldensische Volkstum mit seiner Eigenart schwindet unaufhaltsam dahin. Aber noch lange Zeit wird man dem romanischen Typus begegnen: den stechenden schwarzen Augen, den kastanienbraunen Haaren, dem schmalen, etwas ins Gelbliche spielenden Gesicht. Dem württembergischen Vaterlande sind die einstigen Franzosen werte Mitbürger geworden; sie vergelten die ihnen in zwei Jahrhunderten erwiesenen Wohlthaten durch hingebende Treue gegen Fürst und Vaterland. Mit Recht haben sie auf die Jubiläumsmedaille den Spruch prägen lassen: „Hie gut Württemberg allewege." **)

Adolf Märkt

Die Gleichnisreden Jesu

Vor Jahren, als ich noch in meinen Fuchssemestern in Königsberg zu Graus Füßen saß, gewann ich durch ihn die gewiß richtige Erkenntnis, „daß das Licht des Geistes, wie es einst der alten Kirche vornehmlich im Johanneischen Evangelium geleuchtet habe, und wie es in den Paulinischen Schriften seit dem Jahrhundert der Reformation entzündet worden sei, noch in besondrer Weise in die synoptischen Schriften zurückgetragen werden müsse, um hier in ungeahntem Maße neue Lichter zu entzünden." Aber was der unvergeßliche Lehrer dann selbst zur Beleuchtung dieser so wichtigen Frage bot, war doch mehr anregend und erbaulich, als wirklich belehrend und die Erkenntnis fördernd. Das Gleiche galt von den verschiednen Kommentaren, die ich, zum Teil auf Graus Anregung und mit seiner Weisung, den Hauptnachdruck auf die synoptischen Reden Jesu zu legen, durchgearbeitet habe. Zwar lernte ich dadurch die Reden von Godet, Bernhard Weiß, Stier und Hofmann gründlich kennen: aber die Reden Jesu blieben mir, trotz aller jener Deutungen, ungedeutet — blaue Wunderblumen und seltsame Zauberpflanzen aus dem himmlischen Garten, denen wohl kein exegetischer Bienenfleiß je den wahren Honig zu entnehmen imstande sein durfte!

Da erschien vor wenigen Monaten die von Harnack mit Recht als „herrlich" bezeichnete Auslegung der Gleichnisreden der drei ersten Evangelien von Adolf Jülicher. Dieses Buch ist im vollen Sinne des Worts als eine reformatorische That zu begrüßen und den klassischen Werken von Ritschl und Wellhausen an die Seite zu stellen. Hat doch Jülicher den Vorhang, der seit Jahrtausenden den Eintritt ins Heiligtum der Reden Jesu erschwerte, zerrissen und die Decke, die den bisherigen Exegeten vor den Augen hing, gelüftet. Durch ihn ist die Zeit gekommen, da Jesus nicht mehr in Sprüchwörtern zu uns redet, sondern uns die Wahrheit frei heraus verkündet. Nun wissen wir erst, was ein Gleichnis, was eine Parabel ist: nämlich nicht ein Stück Geheimlehre, das der Deutung bedürfte, sondern ein sich selbst deutender Bestandteil der unvergleichlichen Christen- und Kinderlehre Jesu, nicht uneigentliche, sondern eigentliche Rede, nicht die einzigartige himmlische Mitgift des in Athanasianischem Sinne gedachten Sohnes Gottes, sondern die allerdings an Originalität und Ueberzeugungskraft alle ähnlichen Geistesprodukte überragende „Schöpfung eines von der tiefsten Menschenliebe und grenzenlosem Gottvertrauen erfüllten Herzens."

So wertvoll der erste Band („Die Gleichnisreden Jesu im allgemeinen," zweite Auflage, 1899) für den Mann der Wissenschaft ist, und so sehr wir Jedem raten möchten, nicht ohne dessen Studium an die Lektüre des zweiten Bandes heranzutreten: den Schlüssel zu dem so schwierigen Predigen über die Gleichnisse und Parabeln Jesu findet der Homilet doch nur in letzterm.

Als ein Beispiel der Jülicherschen Weise gebe ich seine Auslegung des Gleichnisses „von den spielenden Kindern" (Matth. 11, 16 ff., Luk. 7, 31 ff.) wieder, indem ich nur die eingestreuten griechischen Wörter verdeutsche:

> Der Zuschauer einer Szene, wie der in Matth. 11, 16 f. beschriebnen, wendet sich ab, ohne auf die eine Gruppe zu schelten, bloß mit dem Gedanken: Solch einer Kinderschar, in der launischer Eigensinn dominirt, ist nicht zu helfen, die bringen kein gemeinsames Spiel fertig. Mit dem gleichen Gedanken wendet sich Jesus von „diesem Geschlecht" ab: Solch einem Geschlecht, das über strenge Askese ebenso herfällt wie über frische Weltfreudigkeit, ist nicht zu helfen, da es sich von Launen und Eigensinn statt von Grundsätzen regieren läßt. Spielende Kinder gebraucht Jesus im Gleichnis, weil er, der sinnige Beobachter auch des kleinen Lebens, bei ihnen besonders stark die Wirkungen des Eigensinns wahrgenommen hatte; die Situation im Einzelnen malt er nur so weit, daß das Urteil der Hörer gesichert wird; auf zwei Züge, das Flöten und das Jammern, beschränkt er sich, weil Mehr Zeitverschwendung gewesen wäre, Weniger aber den gewünschten Eindruck nicht erzielt hätte — mag sein, daß er gerade Flöten und Jammern schon im Gedanken an die Düsterkeit des Täufers und sein heiteres Wesen gewählt hat, doch lagen diese Beispiele wohl sehr nahe. Und sich oder den Täufer mit zu „diesem Geschlecht" zu rechnen, kann ihm nicht eingefallen sein; das „da sagen sie" (V. 18 ff.) soll keineswegs eine Parallele zu dem „zurufen" (V. 16 ff.) herstellen, sondern ein ausgezeichnetes, besonders auch seinen Zweck das Urteil des Hörers zu bestimmen erfüllendes Gleichnis haben wie vor uns. Wenn auf dem Markt sich Kinder in zwei Gruppen teilen zum Spiel und nun ins Zanken geraten, weil, wenn die Einen flöten, die Andern nicht tanzen, wenn die Einen Klagegesang anstimmen, die Andern nicht weinen wollen, so sagt man: Kindischer Eigensinn! Was sagt man denn von diesem Geschlecht, das über Johannes schilt, weil er nicht ißt und trinkt, und über den Menschensohn, weil er ißt und trinkt? Zeigt sich da klügeres, reiferes und hoffnungsvolleres Gebaren? . . . Innerhalb „dieses Geschlechts" hat es weder eine Johanneische noch eine Jesuspartei gegeben, sondern bloß Leute, die Gottes Wort immer, in welcher Form es ihnen auch geboten wird, gleich hartnäckig ablehnen. (Bd. 2, S. 31—33)

Einen Wunsch habe ich am Schluß meiner Ausführung, die keine Rezension sein will oder kann — steht doch meiner Meinung nach das Buch von Jülicher hoch über aller Kritik —, noch auf dem Herzen.

Von den Reden Jesu gehen die Gedanken unwillkürlich alsbald zu seinen Thaten, seinen Wundern. Sind schon die Ansichten in Bezug auf die Reden unendlich vieldeutig: der widersprechendsten

*) Vgl. Jahrgang 1889, Nr. 30—32: Henri Arnaud und die glorreiche Rückkehr der Waldenser. D H

**) Weiteres in der von Pfarrer Märkt, Verfasser obigen Artikels, in Pinache (Oberamt Maulbronn) verfaßten und gegen Einsendung von 40 Pfennigen portofrei zu beziehenden Festschrift: Die württembergischen Waldensergemeinden 1699—1899. 79 Seiten. D H

Ansichten über die Wunder Jesu ist wirklich Legion. Es sei mir gestattet, zur Belegung dieses Satzes mich des (was in diesem Zusammenhang gewiß irrelevant ist) von Johannes berichteten Wunders der Hochzeit zu Kana zu bedienen. Wer ist da schon alles unter den Hochzeitleuten verstanden, was alles in dem Wasser und in dem Wein gefunden worden! Ein Buch, wie das Jülichersche, über die Wunder würde, gewiß auch auf diesem Gebiete, allem Deuteln und Drehen dogmatisch gerichteter Auslegungskunst ein Ende bereiten und unsre Blicke von den Wundern ab und der wunderbaren Person Jesu zuwenden. Und die Herrlichkeit jenes zweiten Buches dürfte vielleicht noch größer sein, denn die des ersten ist.*)

C v Kügelgen

Henrik Ibsen und das Christentum?

Von einem norwegischen Pfarrer

2. Ibsen und der Naturalismus

Der Naturalismus bei uns hat, begleitet von blendender Erfindung auf technischem Gebiet und verhältnismäßig unvorbereitet, wie er kam, fast einen Sturmwind bewirkt. Viele haben sozusagen das Phänomen roh verschluckt; die traurigen Folgen liegen zu Tage, noch ist das Unheil nicht erschöpft.

Man warf wohl um sich mit Namen wie Feuerbach, Büchner, Darwin, Huxley, Spencer, ja man sah vielleicht Darwin als den strahlenden Häuptling vor sich mit den genannten Herren als Trabanten zur Seite, man wies daneben noch auf ein andres Sternbild: Comte, Stuart Mill und Taine — aber die Schriften der Herren? Ja, Darwins Buch über die „Entstehung der Arten" (übersetzt von dem dänischen Dichter J. P. Jacobsen), Stuart Mills über „Hörigkeit der Frau" und Herbert Spencers ins Norwegische übersetzte Buch über Erziehung hatte man wohl zum Teil gelesen, aber die Werke der andern Führer mit religiösem, philosophischem und im eigentlichsten Sinne naturwissenschaftlichem Inhalt? Man begnügte sich damit, daß einem das Phänomen von dem formal und dialektisch bedeutenden kenntnisreichen, geistvollen dänischen Juden Georg Brandes philosophisch begründet und ästhetisch servirt wurde, und so „verschlang man es mit Haut und Haar." Pietisterei, Orthodoxismus bei Laien und Geistlichen; Unitarismus und philosophirende Grübelei bei der intelligenten Jugend, und unbewußtes, stumpf materialistisches Jagen nach einem materiellen Ziel bei der Menge — wahrlich, ein günstiger Boden für einen mit Brandesschen Stichworten ausgestatteten Popular-Naturalismus: Fort mit der Bibel und der Kinderlehre, die Natur mit ihren klaren, ewigen, unveränderlichen Gesetzen ist doch Etwas, worauf man sich stützen kann, Etwas, worauf man sicher vertrauen kann sowohl in Sachen der Erkenntnis als auch für das praktische Leben — lerne sie nur kennen, so lösen sich dir alle Rätsel des Lebens — das ist etwas Andres als all das ausgeklügelte Pfaffengeschwätz und all die verwirrenden, sinnlosen Unmöglichkeiten, die man früher glauben mußte und sollte — und hier sieht man es ja mit eignen Augen, hier sind gewaltige Kräfte für Fortschritt und Wohlstand, wenn wir sie nur sehen wollen: Telegraph, Telephon, elektrisches Licht, elektrische Eisenbahnen, elektrische — Knöpfe! Und das Volk sah dies mit seinen eignen Augen; das neue Natur-Evangelium elektrisirte bald Jeden.

Nun, es gab doch auch Leute, die einsahen und eine sehr willkommne Lehre aus der Thatsache zogen, daß der Naturalismus viele wirklich gute und richtige Dinge verkündete, aber sich nicht schlechtweg von ihm gefangen nehmen ließen. Es gab insonderheit viele ehrliche Christen, die, so weh es ihnen auch that, den beredten Naturevangelisten Recht gaben, wenn sie das gegenwärtige Christenvolk kritisirten, wenn sie z. B. nicht einen Pfifferling für all das Geschwätz von christlicher Liebe geben wollten, weil sie sicher waren, daß es bei dem Geschwätz blieb. Auch darin erkannten sie eine bleibende und wichtige Wahrheit, daß man verpflichtet ist, in allen Dingen offne Augen zu bekommen für die Natur, ihre Gesetze, ihre Forderungen und ihre einschneidende Bedeutung für das ganze Leben. Und nicht zum mindesten auch auf religiösem Gebiet. Infolge der früher erwähnten einseitigen Verkündigung von Christus als Gott und einem damit zusammenhängenden einseitigen Hervorheben des zweiten Artikels des Glaubensbekenntnisses war die Einsicht selten geworden, wie verhängnisvoll es ist, das Wort in unserm ersten Artikel so gut wie ganz zu übergehen, daß Gott der allmächtige Schöpfer nicht nur des Himmels, sondern auch der Erde ist. Hätte man das bei Zeiten beachtet, so hätte das zum großen Teil die viele Unnatur, die scheue Zugeknöpftheit verhindert, die in so hohem Grade dazu beigetragen hat, daß die Religion sich mehr und mehr dem praktischen Wirklichkeitsleben entzog. Dadurch eben hat sie viel von ihrer zündenden Macht über die Gemüter verloren; dadurch ist es gekommen, daß unser Christentum vielfach in Geschwätz und äußerlicher Feierlichkeit aufging. Und insofern war es gut, daß die Evangelisten der Natur auch eine Zeit lang das Wort hatten; ja in diesem Sinne so gut, daß verständige, gläubige Männer Gott dafür danken müssen.

Hätten die Prediger des Naturalismus sich nur darauf beschränkt, in kräftigem Ernst das Volk zu zwingen, die Natur als das zu achten, was sie ist! Dann hätten sie nicht selbst ihr Christentum zu verlieren brauchen, und dann hätten sie nicht die fürchterliche Verantwortung auf sich geladen, so viele Schwankende, besonders junge Menschen in ihrer innersten, tiefsten und ernstesten Angelegenheit ihres Haltes zu berauben. Aber das war das große Unglück, das dem Guten und Richtigen der neuen Zeitauffassung leider auf dem Fuße folgte, daß ihre Vertreter sich auch in Dinge mischten, die sie nicht verstehen konnten oder wollten, daß sie auf seinen Geistes- und Herzensgebieten, auf denen es nun einmal nicht möglich ist, mit Zahlen zu rechnen, mit dem Zirkel zu zeichnen oder mit Elektrizität zu erleuchten, das große, leitende Wort führen wollten. Das bewirkte, daß viele ehrliche Menschen, Alles für bare Münze nahmen, wenn es nur von naturkundiger Seite kam, und ganz aufgingen in ihrer Begeisterung für die Herrlichkeit der Natur und in ihrer Ehrfurcht vor dem Genie der Männer, die so mahnend auf sie hingewiesen hatten. Nach und nach ging ihnen ihre Ehrfurcht vor Allem, was nicht genau in dies Natursammelsurium paßte, verloren. Daher die furchtbare Geistesarmut, an der zu dieser Zeit sogar die Begabten in der Litteratur krankten — daher die zügellose, am Boden haftende, engbrüstige, sklavische Genußsucht, ein moderner Baalsdienst.

Selbstverständlich mußte eine so gewaltige Frontveränderung des Zeitgeistes von entscheidender Bedeutung für Henrik Ibsens mächtigen Geist sein. Wir verließen ihn in unsrer Untersuchung bei dem Punkt, da er im Begriff stand, Prophet zu werden, auf Grund seiner Lehre vom dritten Reich. Nun bekam er Andres zu thun, und nun schien es lange, als ob Ibsen alle Religion, auch seine Lehre vom dritten Reich, vergessen hätte. Das neue Naturevangelium hatte all seine Aufmerksamkeit beschlagnahmt.

Nun — abseits vom Naturalismus konnte und wollte der Mann nicht gehen, der die „große Boje" gezeichnet hatte, diese Midgardsschlange der geistlosen Natur, welche ihr Gift über Per Gynts reiche Anlagen spie! Und zu klug und zu kenntnisreich, um all die kühnen Behauptungen des Naturalismus ohne weiteres für bare Münze zu nehmen, konnte er ihn auch nicht aufs Geratewohl hinnehmen oder zu seiner Unterhaltung das naturalistische Programm nur flüchtig studiren, er, der in heiligem Ernst für Brands „Alles oder Nichts" gekämpft hatte. Nein — er mußte mitten hindurch, koste es, was es wolle. Die neue

---

*) Es entspricht nicht der Gewohnheit der Christlichen Welt, Bücher von Freunden so enthusiastisch zu erheben. Nun besteht Jülichers Werk aus zwei Bänden von zusammen 971 Seiten; es wird also nicht so leicht im weitern Kreise sich durchsetzen; ich gönne aber den Theologen und Predigern diesen starken Anstoß zum Studium des Werkes. Die obige Besprechung ist der Redaktion ohne ihr Zuthun zugegangen; dem Verfasser, der doch bis vor kurzem unserm Kreise fern gestanden hat, war sie eine Pflicht der Dankbarkeit. Ich kann nur wünschen, daß nun auch unsern Lesern noch an weitern Gleichnissen und Sprüchen in praktischer Verwertung der Gewinn vor Augen geführt werde, den Jülichers gelehrte Arbeit dem frommen Interesse an Jesu Worten gebracht hat. Im übrigen sei das Werk auch Nichttheologen, die Griechisch verstehen, warm empfohlen. D H

Aufklärung über die Thatsachen der Natur imponirte ihm: vielleicht war **hier** ein Reichtum, der, ohne Humbug, ihm hinaufhelfen konnte zu dem „Größten und Vollkommensten von Allem, was man in Größe und Klarheit erreichen konnte.“

Und so ergriff er ihn, ergriff ihn gewaltig. Während er früher in romantisch-lyrischer Begeisterung für die moralischen Lebensideale und in scharfer Erkenntnis ihres Wertes für die Volksentwicklung ihnen einen glänzenden Platz in seiner Dichtung gegeben und schonungslos Alles gegeißelt hatte, was dem entgegenstand, kann man sagen, daß jetzt Ibsen selbst die Front veränderte. Durch den Naturalismus ward das Glas seiner kritischen Brille verwandelt; er entdeckt, daß die Zustände in Volk und Gesellschaft jämmerlicher und gefahrdrohender sind, als selbst er geglaubt hatte. Gewiß wird es ihm fernerhin schwer satiram non scribere, aber er fühlt, daß jetzt etwas Andres und mehr dazu gehört. Er hat die Schriften der großen Naturalisten gelesen; er hat die enorme Bedeutung der Natur und des Natürlichen, gerade wo es das Verhältnis von Natur und Geist gilt, erkannt; er ahnt, wie segensreich es sei, überall die **naturwissenschaftliche Methode** anzuwenden. Auch der Gesellschaftsreformator muß dazu greifen, wo es Diagnose und wo es Therapie gilt; das ist es, was ihm imponirt hat. Mit dem unveränderten, heißen Drang seiner Jugend, mit, wenn möglich, vermehrter Begeisterung für die Schönheit der sittlichen Lebensideale kennzeichnet Ibsen die gesellschaftlichen Zustände jetzt, charakteristisch genug, durch das Gleichnis, daß wir mit einer „Leiche an Bord“ segeln, und geht so der Gesellschaft auf den Grund, indem er beständig die naturwissenschaftliche Methode befolgt.

Charakteristisch in dieser Beziehung ist das Verhältnis zwischen seiner frühern Arbeit „Die Komödie der Liebe“ und dem ersten nach seiner Frontveränderung herausgekommnen Gesellschaftsdrama „Ein Puppenheim“ (Nora). Die Ehe wird in beiden behandelt. Aber in der „Komödie der Liebe“ sagt er Bosheiten über die übliche Mondscheinromantik, hat seine Freude dran, die Phrasen in all ihren Schlupflöchern zu entdecken und zu geißeln, und zeigt, wie die Liebe selbst, wenn es solche giebt — und man muß in dieser Beziehung den Versicherungen der jungen Leute ja fast glauben —, in dieser überromantischen Phrasenatmosphäre ersticken muß; er erblickt darin das Tragisch-Komische — und stellt die Liebe nur eben dar, als ob sie für ihn eine Komödie sei. Dagegen sehen wir in „Nora“ nicht nur seine wirkliche Meinung über Liebe und Ehe, so wie eine sittlich begeisterte Lebensauffassung wie die Ibsens in seiner Eigenart diese hochwichtigen Verhältnisse der innern und äußern Welt auffassen muß, sondern auch, wie sie nach seiner Ansicht in der gegenwärtigen Wirklichkeit, **genau wie sie vorliegt**, aufgefaßt werden und auftreten. Dort war es halb spielende Kritik, auf allgemeinen Eindrücken basirend, hier ernsthafte Schilderung eines naturwissenschaftlich durchstudirten, vorhandnen Verhältnisses; wenn es auch selbstverständlich erst den Wandlungsprozeß Ibsenscher Kunst durchmachen mußte: denn Ibsen gehört nicht zu denen, die das „Phänomen mit Haut und Haar verschlingen.“ Charakteristisch ist es auch, daß dort Verse angewandt sind, worin Ibsen Meister ist wie Wenige, hier natürlich Prosa — eine Prosa, die mit unvergleichlicher Meisterschaft ebenfalls direkt nach der naturwissenschaftlichen Methode komponirt ist.

Natürlich kann ich mich hier mit meinem fest begrenzten Ziel vor Augen nicht näher auf die Ibsenschen Gesellschaftsdramen einlassen. Wer sich überzeugen will von dem, was ich Ibsens Frontveränderung, hervorgerufen durch den vom Naturalismus veränderten Zeitgeist, nannte, lese sein erschütterndes Drama „Die Gespenster“: es ist da, als befänden wir uns in einem Sezirzimmer, in dem Pasteur thätig ist, den geringsten Verwesungsbakterien nachforschend. Für mein Ziel ist das Wichtigste, nachzuweisen, daß ich Recht hatte mit meiner Aeußerung im vorigen Artikel, daß der Naturalismus, merkwürdig genug, Ibsen gezwungen hat, seine Ansichten über die sittlichen Lebensideale und seine Liebe zu ihnen zu vertiefen. Es ist, als ob er auch diese zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung nach der naturwissenschaftlichen Methode gemacht hätte. In den „Stützen der Gesellschaft“ hatte er gesagt, daß „Wahrheit und Freiheit die Stützen der Gesellschaft“ sind. Anderwärts hatte er zur Genüge gezeigt, was er mit Wahrheit und Freiheit meinte, daß diese idealen Werte erst dann **wirkliche** Werte werden, wenn sie durch Willenskraft eine **Persönlichkeit** bilden. Aber wie verhielt es sich näher mit der Wahrheit und Freiheit, welche die alte Lebensauffassung (die ihren Ursprung im Hain Mamre und auf Golgatha hatte) nicht geben konnte, welche aber vielleicht die die durch neue Naturauffassung (war sie das dritte Reich? Nein! Denn sie verwarf Beides, Hain Mamre und Golgatha) ermöglichte schaffen konnte? Was mußte Ibsen von dieser Wahrheit und Freiheit fordern, damit er sicher wäre, daß sie auch wirklich die Stützen der Gesellschaft würden? Vielleicht gehörte dazu Etwas, wofür das Naturevangelium keine Augen hatte? Wer aufmerksam Rosmersholm durchliest und sich Rebekka West einprägt, wird mir in meiner psychologischen Diagnose Recht geben. In diesem Drama hat man ja Menschen vor sich, welche die alte Lebensauffassung verlassen und die neue gewonnen haben: sind sie nun soviel besser als jene, die an der alten festhalten (Rektor Kroll)? Ist das Dasein in Wahrheit und Freiheit, welches Rosmer und Rebekka sich erkämpft haben, gesellschaftstützend zwischen ihnen? „Ist das Große wirklich groß?!“ Jawohl sind sie wahr und frei — in ihrer poetischen Lebensauffassung; aber in ihrem Leben, in dem wirklichen Zusammenleben? Rebekka? Nein, lange nicht; aber sie **wird** es nach und nach durch ihre — Liebe!

Aber wohl zu merken, nur im selben Maße, wie diese sich von leidenschaftlicher **Naturknechtschaft** zu **verantwortungsbewußter Freiheit** erhebt. Und diese letzte, aus der Tiefe kommende neue Grundbestimmung erweist sich als so gewaltig, daß Rebekkas trotz ihrer neuen Lebensauffassung früher morsches, modernes Leben ihr zu schwer zu tragen wird; sie endet im Fluß. Also: **Verantwortung**, ihr neuen Herren Propheten, oder all eure Herrlichkeit wird zu Wasser!

Ibsen kann seinen tiefen Fund „Verantwortung“ nicht lassen — er muß fernerhin nach der naturwissenschaftlichen Methode sozusagen dessen Wurzel, dessen Blüte und dessen Frucht untersuchen. In der „Frau vom Meere“ werden wir Zeugen von der Genesis der Verantwortung. Als der fremde Mann kommt, er, der nur eine Personifikation alles dessen ist, was die Natur um sie und in ihr bindet, bezaubert und fortzieht — als sie ihm endlich Auge in Auge gegenübersteht, sozusagen den Troll im Sonnenschein und daneben Gott durch die Ehe leuchten sieht, da kann sie zum erstenmal wählen! Aber die wirkliche Wahl ist das Zeichen der **Freiheit** und der Beginn der **Verantwortung**. Erst jetzt kann und muß sie sich in Freiheit zu einer freien, selbständigen Persönlichkeit entwickeln, indem sie **jetzt** in Freiheit der Wahl ihrer Liebe folgen kann.

Ich glaube hier in meiner innersten Seele die unvergleichlichen Worte zu hören: „Wenn euch der Sohn frei macht, dann erst seid ihr **wirklich** frei! Aber hier steht die neue Lebensauffassung, die durch die Einführung in die naturwissenschaftliche Methode Ibsen geholfen hat, seine Auffassung der sittlichen Lebensideale so mächtig zu vertiefen — hier steht sie ihm im Wege, oder — hier schwirrt das Getöse ihm zu sehr vor den Ohren, sodaß er das leise Sausen des heiligen Geistes nicht erfassen kann, oder — hier wird er wieder von dem Gedanken an die Fehler der Gesellschaft unterbrochen: wie **können** Wahrheit und Freiheit eine solche Stütze der Gesellschaft werden? Die kann überhaupt nicht gestützt werden, solange nicht die Verantwortung genügend gefühlt und geachtet wird!

Kurz, man sieht deutlich, daß Ibsen durch seine Arbeit unter den Auspizien des Naturalismus mit Hilfe der naturwissenschaftlichen Methode einen mächtigen Schritt vorwärts gekommen ist in ruhigem, ernstem Denken — vorwärts, will ich sagen, im Sinne der christlichen Moralprinzipien, so wie Ibsen diese in **seiner** objektiven Wirklichkeit findet. Man kann schwerlich leugnen, daß die besprochne Ibsensche Grundidee von der Stellung der Freiheit, mitten zwischen der willenlosen und deshalb unmoralischen Naturknechtschaft auf der einen Seite und der willenswarmen Verantwortung auf der andern Seite die Gedanken zum Christentum hinleitet; diese Grundidee wird mit innerer Not-

wendigkeit ein ebenso unvermeidlicher wie verheißungsvoller Wink werden für den, der die christliche Ethik in ihrem tiefsten, metaphysischen Grunde studiren will.

Zum Schluß hätte ich Lust zu sagen: verstünden die entzückten Verkünder des Naturevangeliums ihren Ibsen etwas besser, wäre ihre Kritik wahrheitsliebend und frei genug, um dem großen Dichterphilosophen in die tiefe, ernste Unterströmung seiner Dichtung folgen zu können (die sich auf echt norwegische Weise ganz versteckt hält), so wären sie genötigt, zu sagen, daß der Naturalismus Ibsen eine mächtige Forthilfe zu der Erkenntnis der Wahrheit und dem Gebrauch der Freiheit gewesen sei, die schließlich den Naturalismus vom Thron stürzen werden. Und dann? — Tableau! O P Monrad

Zur evangelischen Bewegung in Oesterreich

In den Kreisen des Evangelischen Bundes hat man von Anfang an die Dinge in Oesterreich sorgsam beachtet. Laien, die durch viele und lange Reisen die dortigen Zustände und die Stimmung der Bevölkerung genau kannten, waren die Ersten, die von kräftigem religiösen Gefühl bewegt die Forderung unter uns aussprachen: Bringt den suchenden und ringenden Brüdern in Oesterreich die evangelische Wahrheit nahe. Das ist heilige Pflicht! Diese Mahnung fand freudige Zustimmung. Glieder des Bundes traten nach der Magdeburger Generalversammlung zu einem Ausschuß für die evangelische Bewegung in Oesterreich zusammen; für sie waren hierbei nur religiöse Gründe und Ziele maßgebend; sie wollten mit der Politik unverworren sein.

Der Ausschuß begann seine Arbeit zu einer Zeit, als die große Masse des deutschen Volkes noch ohne Verständnis und Teilnahme für die österreichischen Vorgänge war, zu einer Zeit, in der andre Vereine, die sonst die evangelische Diaspora pflegen, sich noch kühl und ablehnend verhielten; diese faßten die Sache erst dann an, nachdem sicher mit durch die aufklärende Thätigkeit unsers Ausschusses unter den Evangelischen im Deutschen Reiche sich rege Aufmerksamkeit der Bewegung zugewandt und diese selber aus kleinen von den Römischen verspotteten und verhöhnten Anfängen zu größerer Stärke sich durchgerungen hatte. Da ging Manchen, die zuvor die Bewegung in Oesterreich mit vorsichtiger Zurückhaltung oder gar mit Zweifeln an ihrem Ernst und ihrer Kraft betrachtet hatten, die Ahnung auf, daß hier Ereignisse sich vorbereiteten, die von weltgeschichtlicher Bedeutung auch für die evangelische Kirche sein könnten. Aber gerade diese sehen nun scheel dazu, daß die herrliche, von Gott gewiesene Aufgabe bereits im Gebiete des Evangelischen Bundes mit Vertrauen und Hingebung in die Hand genommen war; sie sind eifrig bemüht, die Arbeit des Ausschusses zu bemängeln.

Mir liegen die beiden Nummern der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung 29 und 32 vor mit Aufsätzen, die unter scheinbar freundlichen Worten zu heftigen Angriffen gegen uns übergehen. Es kehrt in ihnen der Vorwurf wieder: „daß der Bund sein Schild von politischer Agitation in Oesterreich durchaus nicht rein gehalten habe; das sei nicht zu leugnen." So behauptet der Verfasser. Nun wohl, so bringe er endlich den Beweis dafür! Oder gilt das schon als politische Agitation, daß in der einen oder der andern Flugschrift der Segen betont wird, den das deutsche Volk von der seinem Wesen angepaßten Reformation empfing? Daß Männer von uns ausgeschickt wurden, um an Ort und Stelle die Vorgänge zu beobachten, und daß sie bei denen sich unterrichten mußten, die den Ruf: Los von Rom! erhoben hatten? Daß zu dem gleichen Zwecke durch Abgesandte von uns eine Versammlung österreichischer Vertrauensmänner besucht wurde, die über die Schritte zur Scheidung vom Katholizismus beraten wollte? Wo anders hätten wir besser als da ein Urteil über die Art der Bewegung und über die Wege gewinnen können, auf denen bleibende Früchte für die evangelische Kirche zu erzielen waren? Hätte der Verfasser der Artikel in der Luthardtschen Kirchenzeitung jenen Versammlungen beigewohnt, so hätte es ihm nie beikommen können, gegen uns den Vorwurf der politischen Agitation auszusprechen; er würde sich überzeugt haben, daß unsre Abgesandten dort

nichts als Boten des Evangeliums waren, und daß, wenn ihre Anwesenheit damals den Oesterreichern nicht das Zeugnis von der Teilnahme und Hilfsbereitschaft der Protestanten im Deutschen Reiche gebracht hätte, heute vermutlich viel mehr von einer altkatholischen als von einer evangelischen Bewegung draußen die Rede wäre. Ein hochgestellter Mann, der zu den Bestrebungen des Bundes nicht besonders freundlich steht, hat mir versichert, das sei ein besondres Verdienst des Bundes, daß die Bewegung so frühe zu einer religiösen sich vertiefte.

Freilich als Beauftragte irgend einer kirchlichen Partei haben wir uns nicht gefühlt; wir beklagen es vielmehr, daß jetzt manche lediglich für ihre dogmatische Auffassung Recht und Raum draußen beanspruchen. Wir vergessen es nicht, wie sehr konfessionelle Engherzigkeit an der Geschichte unsers Volkes sich versündigt hat. Uns liegt es an nichts Anderm, als den Oesterreichern den Weg zu Christus und in die heilige Schrift zu bahnen. Darum sind neben belehrenden Flugschriften, auch neben dem Kleinen Katechismus Luthers eine große Anzahl Bibeln und Neue Testamente von uns verbreitet worden.

Vor allem aber sorgen wir dafür, daß die Zahl der Predigtstätten und der Gottesdienste, sowie der geistlichen Kräfte vermehrt werde; dadurch allein kann die Bewegung „Los von Rom" in den Weg hin zum Evangelium einmünden und dem unter klerikaler Herrschaft verschlampten Volk zum Segen werden. Zwar das Wirken in dieser Richtung will die Luthardtsche Zeitung uns verwehren; wir sollen nur Pioniere für die „aufbauenden" Vereine, den Gustav-Adolf-Verein und — den Gotteskasten sein. Der Verfasser des Artikels scheint es auch zu bedauern, daß uns für unsre Arbeit reichlichere Mittel zur Verfügung gestellt wurden, denn er meint, „es würde von uns im ganzen Wenig für Prediger und Predigten des Evangeliums verwendet werden." In der That, man könnte über die Leichtfertigkeit solcher Behauptungen staunen, wenn man nicht wüßte, daß bei Manchen die Rücksicht auf die Partei und die Gegnerschaft gegen den Bund die Feder skrupellos machen. Gerade das Gegenteil ist wahr. Die Hauptsumme unsrer Einnahmen wird zu Beihilfen für Vikare und für Errichtung von Predigtstationen verwendet. Es mag sein, daß man dies auf jener Seite nicht wünscht; denn „der Bund könne bei seiner gemischten Zusammensetzung unmöglich auf Bekenntnistreue seiner Abgesandten sehen." Zum Beleg dafür sagt der Verfasser, wir hätten einen Schüler des Christusleugners Kneucker einer österreichischen Gemeinde empfohlen. Ich habe nicht den Beruf, Kneucker zu rechtfertigen; ich kann nur feststellen, daß das Urteil über den jungen Mann leichtsinnig gefällt ist und völlig in der Luft schwebt; der Theologe, der, wie ich vermute, dies in die Welt gesetzt hat, hat seiner ganzen innern Ausrüstung nach am wenigsten die Gabe, die Geister zu unterscheiden. Ich kann versichern, daß wir nur nach sorgfältiger Prüfung der religiösen, wissenschaftlichen und praktischen Begabung sowie des sittlichen Verhaltens Kandidaten den Presbyterien zur Berücksichtigung nennen; die schon draußen im Dienste stehen oder bereits gewählt sind, sind Leute, durch die die evangelische Kirche Oesterreichs einen nennenswerten Kraftzuwachs erhält; sie werden alle das Evangelium von Christus treiben und ihre Aufgabe um so besser lösen, je weniger sie das dogmatische Wohlgefallen von dem Verfasser jener Artikel ernten.

Wir werden nach wie vor nach bestem Wissen und Gewissen innerhalb der Grenzen arbeiten, die wir uns selber in der Würdigung dessen, was die Lage erfordert, gezogen haben. Wir wollen der evangelischen Kirche und nicht irgend einer Richtung in ihr dienen. Wir sind überzeugt, daß bei diesem Streben die große Mehrzahl der deutschen Protestanten hinter uns steht und uns wie bisher die reichen Mittel auch ferner gewährt, deren wir bedürfen; ja wir hoffen, daß diese nach unserm Aufrufe, und wenn wir am Schlusse dieses Jahres eine Uebersicht über unsre Hilfeleistung gegeben haben, noch stärker unserm Werke zuströmen.

Wir werden da, wo es nötig und möglich ist, gern mit den ältern Vereinen zusammengehn; wir hatten die Hand dazu geboten; wir hegen die Hoffnung, daß eine Verständigung über die Form gemeinsamen Wirkens zu stande kommt. Wir stören

nicht die Kreise der andern Vereine, aber erwarten von ihnen, daß sie auch das Recht unsrer Arbeit anerkennen und nicht hindern. Der Verfasser des Artikels in Nr. 32 der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung hat mit seinen Auslassungen weder der Verständigung noch der großen Sache selber gedient; vor dieser sollten die kleinlichen theologischen Gesichtspunkte zurücktreten; wir haben gemeinsam alle Kraft anzuspannen, unsern Brüdern in Oesterreich endlich das Heil aus Gnaden durch den Glauben an Christus allein zugänglich zu machen.*)

Meyer

Eine neue Mystifikation des Klerus in Frankreich

Die von den Assumptionistenpatres in Paris geleitete Verlagsanstalt Maison de Bonne Presse hat vor kurzem ein neues Werk herausgegeben, das eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Produkten des Satanisten- und Antifreimaurerkonsortiums zur Ausbeutung der menschlichen Dummheit besitzt und einen neuen Beweis dafür liefert, wie gewisse Kreise des französischen Klerus in ihrer Einfalt und ihrem Aberglauben unverbesserlich sind.

Es handelt sich um das neue Vie de Saint-Antoine de Padoue von Marcel Dhannys, der, wie böse Zungen behauptet haben, eigentlich Frauenkleider tragen und eine höhere Töchterschule leiten soll. (?) Die frommen Patres haben mit der Publikation dieses Werkes keineswegs das Ansehen ihrer „guten Presse“ gefördert. Ihre Kritiklosigkeit ist bereits auch von vernünftigen Katholiken in gebührender Weise gebrandmarkt worden.

Abgesehen von den haarsträubenden Teufelsgeschichten, die in der Vita enthalten sind, mußte auch schon der Bericht des Verfassers über die Auffindung der Quelle jedem Vernünftigen zu lebhaften Zweifeln Anlaß geben.

Dhannys behauptet nämlich, er sei einmal bei seinen weiten Reisen in Rußland in das Dorf Panloom gekommen und habe daselbst einen Popen getroffen, der ein „uraltes“ Etui umhängen hatte. Neugierig habe er ihn gefragt, was denn eigentlich darin enthalten wäre, daß er es wie einen kostbaren Schatz bei sich führe. Er erhielt die Antwort, das Etui berge ein „uraltes“ kostbares Manuskript in einer ihm unverständlichen Sprache, das sich in der Popenfamilie des Dorfes seit mehreren Jahrhunderten vom Vater auf Sohn vererbt habe. Infolge seines großartigen Suggestionistentalents sei es nun ihm, Dhannys, gelungen, den Popen zu bestimmen, ihm das Manuskript zur Einsichtnahme zu überlassen, und er habe nun zu seiner unaussprechlichen Freude entdeckt, daß es die Vita des heiligen Antonius von Padua von Frater Lukas, einem Zeitgenossen des Heiligen, sei. Er habe in Eile eine Abschrift davon genommen, die er nunmehr mit den nötigen Erläuterungen den Gläubigen darbiete.

Die Assumptionisten haben an dem wunderbaren Funde so großen Anteil genommen, daß sie sogar von einem Mitgliede ihrer Kongregation, dem Pater Drochon, eine Vorrede zu dem Werke verfassen ließen, in der etwa auftauchende Zweifel skeptisch veranlagter moderner Antisataniſten mit den Worten zurückgewiesen werden: Die wunderbare Einfachheit der Erzählung, der Ton naiver Begeisterung werden für jeden nicht voreingenommnen Geist der beste Beweis für die Authentizität des Manuskripts sein.

Die Erzählung ist allerdings wunderbar einfach und naiv. Das Manuskript strotzt geradezu von frommen Wunderlegenden und schauerlichen Berichten über Teufelserscheinungen, in der Sprache gläubiger Berichterstatter des Mittelalters. Mit großer Vorliebe vertieft sich „Frater Lukas“ in Schilderungen der Gestalt der erscheinenden Teufel, die alle kohlrabenschwarz und mit unglaublich großen Hörnern und Schwänzen versehen sind.

*) Viele werden sich mit uns dessen gefreut haben, daß im Interesse an der österreichischen Bewegung alle evangelischen Richtungen im Reiche einig fühlten. Insbesondre that es wohl, neben den Männern und Organen des Evangelischen Bundes Professor Luthardt und seine Zeitung an Einem Strange ziehen zu sehen. Muß denn dieses beglückende Schauspiel gleich wieder gestört sein? Muß die „orthodoxische Totb:ißerei,“ um diesen ungemein drastischen Ausdruck unsers norwegischen Freundes zu gebrauchen, gleich wieder das Werk hindern? Hoffentlich war es nur eine vorübergehende Verirrung und die AELZ findet sich wieder zurecht.

D H

Boshafte Rezensenten haben darauf hingewiesen, daß auch in den Satanistenwerken die Hörner und Schwänze der Teufel eine große Rolle gespielt haben, nachdem sich Taxil und Genossen davon überzeugt hatten, daß die Abonnenten unbedingt mit jeder Lieferung ihre Phantasie an einigen Dutzend lebhaft ausgeschmückter Berichte über Teufelserscheinungen ergötzen wollten. So hatte das Hausteufelchen des Palladistenpapstes einen überaus langen Schwanz, mit dem es bei besonders gottlosen Erlassen desselben vergnügt wedelte; der Leibteufel der Urgroßmutter des Antichrist, der allbekannte Mr. Bitru, verfügte gleichfalls über ein derartiges Anhängsel, mit dem er ihr die merkwürdigsten Hieroglyphen in den Séancen der Satansbrüder auf den Rücken schrieb, und die Leibteufel der Teufelsmiß hatten, als sie dieser in ihrer wahren Gestalt erschienen, gleichfalls so fabelhaft lange Schwänze und Hörner, daß sie nichts mehr von ihnen wissen wollte.

Es ist gewiß bezeichnend für die Eigenart gewisser Kreise in Frankreich, daß man auch jetzt noch, nach der Entlarvung der Autoren, denen es „das größte Vergnügen war, dem verehrlichen Publikum Bären aufzubinden,“ im Klerus noch für derartige Publikationen Propaganda macht, und daß diese sogar noch immer die Approbation des Kardinalerzbischofs von Paris finden können. Es ist allerdings in diesen sorgenvollen Zeiten Vielen jenseits und diesseits des Rheins jede Gelegenheit zum „Krummlachen“ willkommen. Aber man wird gern auf diese wohlthuenden Erschütterungen des Zwerchfells verzichten, wenn man bedenkt, daß derartige Publikationen und ihre Anempfehlung durch den Klerus einen wiederholten Beweis dafür liefern, daß das Christentum in gewissen Kreisen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts vollständig entartet ist.

Charles Henri

Verschiedenes

Gesellschaftlicher Boykott. Fortsetzung. Leider habe ich nun über das unter dieser Spitzmarke Letztberichtete unter unsern Lesern keine Umfrage halten können. Es handelte sich also um Ausstoßung einer jüdischen Dame mit ihren Kindern aus einer Pension, in die ihr Aufnahme in wiederholten Briefen fest zugesagt war. Ein greller Fall also antisemitischer Unduldsamkeit, wie sie sonst in unsern Tagen sehr häufig ist. Bekanntlich giebt es hier und da in Städten und Kurorten Häuser, die ausgesprochnermaßen keine Juden aufnehmen; ganze Bäder und Sommerfrischen wissen sich „judenrein“ zu erhalten und machen das zum Gegenstande des Ruhms und der Reklame. Indem der Geschäftsgeist sich obendrein der vorhandnen Antipathien bemächtigt, sieht man erst, wie stark diese sind. Im Reichs- und Landtag haben wir nicht nur antisemitische Gruppen, sondern auch die große konservative Partei in Preußen ist ihrem Programm nach antisemitisch. Aber auch Leute, die sich in der Politik sehr liberal, freisinnig und demokratisch gebärden, nehmen an dem gesellschaftlichen Antisemitismus lebhaften Anteil.

Für uns ist der Antisemitismus vor allen Dingen überaus uninteressant. Mag er als Reaktion gegen vorhandne jüdische Untugenden verständlich sein — ohne einen solchen Anhalt hätte er es zu einer auch nur vorübergehenden Ausbreitung von dieser Ausdehnung und Macht nicht bringen können —, so gehört er zu den Erscheinungen im öffentlichen Leben, die (vgl. Nr. 32, Sp. 747) nicht gewissenschärfend, sondern gewisseneinschläfernd und -betäubend wirken. Es ist so wundervoll bequem, einen Sündenbock zu haben für alles Mögliche, das Einen quält und ärgert. Es ist die allergefälligste Buße, den Andern büßen zu lassen, statt sich selbst zu züchtigen und zu erziehen. Kurz, wir können am Antisemitismus in keiner Weise ein positives Interesse nehmen. Und es bleibt für uns in allem Wesentlichen noch heute bei den Evangelischen Gedanken zur Judenfrage, die im Jahrgang 1891 unsers Blattes in Nr. 14, 16 und 17 ein Freund mit aller jugendlichen Unbefangenheit ausgesprochen hat.

Nun weiß aber jeder Verkünder christlicher Gesinnung, daß „die Welt“ nicht im Hui mit ihr zu erfüllen ist; daß da kein pathetischer oder sentimentaler Anruf der christlichen Liebe oder „Toleranz“ viel bessert. Es geht eben, zumal in unserm gesellschaftlichen Leben, nicht nach der Regel Jesu. Das müssen auch die Juden unter uns, je feiner sie beobachten, je tiefer sie nachdenken, wissen, daß es eine „christliche“ Gesellschaft, ein „christliches“ Volk im genauen Sinne des Wortes nicht giebt. Und wenn schon an sich nichts Unrechtes darin liegt, daß Gleich und Gleich sich gern gesellt, wenn es katholische, pietistische und freisinnige, konservative, agrarische, akademische und sonstwie gefärbte ausschließende Zirkel überall giebt, so ist begreiflich, daß von diesem Zuge unter der heutigen Luftströmung gerade die Juden unter uns besonders betroffen werden. Das wird kein christlicher Prediger, kein warmherziger Menschenfreund ändern, auch wenn er mit Engelszungen redete.

Aber der Fall, den wir in voriger Nummer berichteten, duldet

doch keine Entschuldigung und giebt zu einigen moralischen Forderungen Anlaß.

Erstens sollen Etablissements, die keine Juden aufnehmen, dies offen sagen. Eine derartige Pension soll im Ernst, wie die betroffne Dame es fordert, ihren Briefbogen den Vermerk aufdrucken: „Juden finden keine Aufnahme." Will man vom Antisemitismus wirtschaftlich Gewinn ziehen, dann soll man sich auch ehrlich dazu bekennen.

Zweitens soll man hierfür nicht die beliebte Formel gebrauchen: „Nur Christen finden Aufnahme," wie gemeinhin geschieht. Denn „Christen" sind zu selten, als daß die Sommerspekulation davon leben könnte; an den „Christen" liegt auch in der Regel diesen Geschäftsleuten Nichts, sondern an den Nichtjuden. Es schützt ja auch vor der Behandlung, die unsre Dame in der Harzpension erfuhr, die Taufe nicht. Zufällig sind zwei Glieder der Familie getauft. (Nebenbei gesagt: wie überaus peinlich muß auf diese Familienglieder ein solches Vorkommnis wirken!) Wem man seine jüdische Herkunft ansieht, wessen Name sie verrät, der ist und bleibt im antisemitischen Boykott. Kurz, man lasse den christlichen Namen heraus aus diesen reinen Passionssachen, die vom Christentum höchstens ein Widerspiel darstellen. Diese Forderung sollte von allen kirchlichen Kreisen nachdrücklichst erhoben werden.

Drittens ist nicht genug das ungezogne Benehmen der im Besitz der Pension befindlichen Gäste zu rügen. Es können uns unterwegs Elemente begegnen, mit denen zu verkehren wir weder Lust noch Veranlassung haben. Aber dafür, daß es sich hier um solche Elemente nicht handelte, dafür kann ich in diesem Falle eintreten. Wer auch in der Pension war, dem konnte es nur zur Ehre gereichen, mit dieser jüdischen Frau zu Tische zu sitzen. — Der Fall liegt, persönlich genommen, noch verwickelter. Die beiden Töchter, die die Frau mitbrachte, waren blind. Ich hoffe, es ist den Damen in der Pension dies nicht ein Grund mehr gewesen, die Ankömmlinge zu boykotten! Denkbar wäre es ja. Aber wenn eine der Damen diese Zeilen zu Gesicht bekommen sollte, dann geht sie vielleicht einmal mit ihrem vermeintlichen „Christentum" gründlich ins Gericht, das imstande war, den gesellschaftlichen Krieg mit solcher Gemütsroheit zu führen. — Doch die allgemeine Maxime, die wir zum Dritten feststellen wollten? Es ist die: daß wir das edle Gut unsrer persönlichen Freiheit nicht an grassirende Vorurteile hingeben, nicht die Rasse, die Partei, die Konfession ablehnen sollen, sondern im Verkehr von Mensch zu Mensch den Menschen nehmen und im Suchen wie im Meiden unser Verhalten nach der Person richten sollen. An diesem Punkte liegt das eigentlich Unchristliche und Unsittliche des Gebarens der „christlichen" Pensionshalterin und ihrer Pensionäre. Und hier könnten wir uns gewiß ein Jedes von dem Vorkommnis das Gewissen schärfen lassen, nach den verschiedensten Windrichtungen hin in unserm Verkehr gerechter und zarter zu werden. R

Schriften über Oesterreich. Vgl. Nr. 31.

Die evangelischen Kirchen A. und H. B., herausgegeben von Charles Alphonse Witz, Doktor der Theologie. Wien, L. Stähelin und Lauenstein, 1898. 208 S. 1 fl.

Die neueste katholische Bewegung zur Befreiung vom Papsttum. Ein Thüringer Gruß an die deutsche Ostmark von Pfarrer Lic. P. Bräunlich. 2. A. München, Lehmann, 1899. 56 S. 60 Pfge.

Die evangelische Kirche Oesterreichs und die Übertrittsbewegung. Von einem evangelischen Pfarrer Oesterreichs. Erlangen, Junge, 1899. 18 S. 30 Pfge.

Die evangelische Kirche Augsburger und Helvetischen Bekenntnisses in Oesterreich gab in frühern Jahren — zuletzt 1887 — einen sogenannten „Schematismus" heraus, eine Art Adreßbuch mit einer guten Uebersicht über die verschiednen evangelischen Gemeinden, Schulen und deren Amtsträger. Angeblich wegen Mangels der nötigen Mittel ist das seit langen Jahren unterblieben. Dafür bietet das Buch von Witz einen Ersatz. Zur Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers fand in Wien eine „Oesterreichische Wohlfahrtsausstellung" statt. Pfarrer Witz hatte den Auftrag, alle in der evangelischen Kirche vorhandnen Wohlfahrtseinrichtungen zusammenzustellen, und aus den ihm für jede Gemeinde zur Verfügung gestellten Daten ist dieses Buch entstanden, das zugleich als „Schematismus" gelten kann. Die Uebersicht über die einzelnen Pfarreien, die Anzahl der Gemeindemitglieder, der gesamte Personalstand sind für das Jahr 1898 genau angegeben. Zugleich aber bietet das Buch eine Darstellung des mobilen und immobilen Besitzes der Kirchen, eine Angabe der Mittel der verschiednen Wohltätigkeitsvereine. Diese Zusammenstellung ist deshalb instruktiv, weil der Fernstehende ungefähr erkennen kann, was die österreichische Kirche aus eigner Kraft in den letzten Jahrzehnten geleistet hat, und was aus den Liebesgaben geworden ist, die zumal vom Gustav-Adolf-Verein dorthin geflossen sind. Das Auge des Kundigen kann nicht nur die reichen und armen Gemeinden unterscheiden, sondern auch beobachten, welche Gemeinden mit den ihnen zugewandten Mitteln gut hausgehalten haben, und welche nicht. Bei dem erhöhten Interesse, das die evangelischen Gemeinden Oesterreichs zur Zeit erwecken, ist dieses Handbuch in Ermangelung andrer Nachweise von gutem Werte. Auf bestimmte naheliegende Fragen giebt es allerdings keine Antwort. Es läßt nicht erkennen, welche Gemeinden der deutschen oder einer slawischen Nationalität angehören. Das wird von manchen Seiten gern verdeckt. Die Ortsnamen, sowie die Namen der Amtsträger entscheiden durchaus nicht. Da die österreichischen Geistlichen und Gemeinden bei ihren nach Deutschland gerichteten Bittgesuchen allesamt der deutschen Sprache mächtig geworden sind, so kann der Unkundige auch daraus kein Bild gewinnen. Und wir möchten das doch gern wissen. Im allgemeinen kann der Maßstab gelten: Erfreuen sich alle aus Oesterreich einlaufenden Schreiben schon einer besonders stilisirten Höflichkeit, so sind die von slawischer Seite ausgehenden noch an der Häufung der Höflichkeitsformen und einem gewissen Zuge der Unterthänigkeit zu erkennen.

Bräunlichs Schrift über die neueste katholische Bewegung hat schon die zweite Auflage erlebt. Sie beschäftigt sich mit den verschiednen Los von Rom-Versuchen in der Welt und klingt aus in einen Gruß an die Ostmark. Das Meiste ist vor der eigentlichen österreichischen Bewegung geschrieben, stark optimistisch gefärbt, aber frisch gehalten. Man merkt dem Verfasser die ernste Liebe zu den Volksgenossen an. Viel wertvoller erscheint uns aber, daß in dem Hefte eine Anzahl Urkunden und Stimmen gesammelt sind, die für das Studium der Bewegung wichtig erscheinen. Das sollte Bräunlich, dem viele Beziehungen zur Hand sind, noch eifriger thun und in einer guten Auswahl uns darbieten. Alle Vorträge und Zeitungsartikel können dies nicht leisten, was eine gute Sammlung derart vermag. Eins wird allerdings auch Bräunlich nicht überwinden können. Er hat mit dem französischen Kleriker Victor Charbonnel über den Protestantismus korrespondirt. Charbonnel ist nicht Protestant geworden; er schreibt: „Ich habe Furcht aus einer Knechtschaft in die andre, aus einer Intoleranz in eine andre zu geraten." Und wenn Leo XIII. sagt: „Stärken Sie die Disziplin! Fordern Sie mehr Gehorsam!" so könnte dies Wort von einer viel näher liegenden Stelle gesprochen sein. Es steckt allen Regierenden heute in den Nervenfasern. Darum wissen Viele in Oesterreich, daß sie, wenn sie heute evangelisch werden, nur unter ein Notdach treten, und sie warten, bis das Dach besser geschützt ist.

Diesen Eindruck kann die dritte anonyme Schrift — Die evangelische Kirche Oesterreichs und die Uebertrittsbewegung — in mancher Hinsicht nur verstärken. Sie ist von einem reformirten Geistlichen Oesterreichs geschrieben. Nach dem Stil zu urteilen wohnt der Verfasser in Wien und steht in Beziehung zum Evangelischen Oberkirchenrat. Als Reformirter steht er der Bewegung skeptischer gegenüber; sie hat in den mit slawischen Elementen stärker durchsetzten reformirten Gemeinden natürlich nicht Fuß fassen können. Daß er Wert legt auf die religiöse Ueberzeugung der Uebertretenden und diese pathetisch in den Vordergrund stellt, soll ihm nicht verdacht werden. Daß die evangelische Kirche in Oesterreich loyal ist, brauchte eigentlich gar nicht bewiesen zu werden; sie ist es bei jeder passenden und wenig passenden Gelegenheit. Mißlungen erscheint uns aber die indirekte Rechtfertigung der Kirchenbehörde, indem für deren einst erlassene Verfügungen die vor Jahren zusammengetretene Generalsynode verantwortlich gemacht wird. Die Synode hat nämlich vor fünf bis sechs Jahren „Bestimmungen über die kirchliche Aufnahme von Personen, welche zur evangelischen Kirche A. B. bezw. H. B. übertreten" erlassen, und es gewinnt den Anschein, als ob die Verteidiger des Oberkirchenrats ihn damit decken wollen. Die Hauptfragen aber werden kaum berührt. Den wahren Stand der Verhältnisse innerhalb der evangelischen Kirche will der Verfasser nicht erkennen, und das psychologische, sowie das geschichtliche Moment der Los von Rom-Bewegung scheint ihm fremd geblieben zu sein. Wer selber etwas Herrschaft ausübt, kann nicht begreifen, wie Leute von einer fremden Herrschaft los wollen, und wer selber vor Autoritäten sich beugt, muß jedes Losringen von einer Autorität als illoyal kennzeichnen. Wer selber keine ausgesprochene Nationalität besitzt, kann leicht von der Internationalität des Christentums reden. Man kann zu den Ereignissen in Oesterreich sehr kritisch stehen, und wer darin lebt, soll offen aussprechen: der Zeitpunkt ist der unrechte; aber wir sehen das Wetterleuchten und müssen dafür sorgen, daß das Gewitter einmal sich nicht unvermutet entlädt. Gr

Der Weg zu Gott für unser Geschlecht. Referat, gehalten auf der fünfzigsten Jahresversammlung der Schweizerischen Predigergesellschaft in Frauenfeld von A. Bolliger, Professor der systematischen Theologie in Basel. Korreferat von G. von Schultheß-Rechberg, Professor der systematischen Theologie in Zürich. Frauenfeld, Huber und Co., 1899. 90 Seiten. Sonderabdruck 1,50 Mk.

Die Schweizerische Predigergesellschaft ist eine freie Vereinigung aller evangelischen Geistlichen des Landes ohne Unterschied der Sprachen und Richtungen. Ein mehr theoretisches und ein praktisches Thema wird von dem Vorstand etwa sechs Monate vor der stets Anfang September jedesmal in einer andern Stadt des Landes stattfindenden dreitägigen Tagung festgesetzt und die Referenten ernannt. Die kantonalen Sektionen der Predigergesellschaft behandeln die Themata einzeln im voraus und senden ihre Protokolle dem Hauptreferenten ein, der sie nach Gutdünken noch mit in Betracht zieht. Gern bestellt man zum Korreferenten den Vertreter einer abweichenden Richtung; das ist auch diesmal geschehen und gewiß zum Heil des Gegenstandes. Hätte man nur die Referenten vertauscht — doch ich will nicht vorgreifen.

Bolliger setzt mit der Bekämpfung der Lipsiusschen Ansicht ein, Gott könne nicht Gegenstand des Wissens, nur des Glaubens sein: wir wissen nicht, noch glauben wir, wir erfahren Gott. Die Erfahrungswelt ist eine große Theophanie (Gottesoffenbarung). Der Nachweis, wie beim Zusammenhang aller Weltelemente ihre Wechselwirkung allein durch ihre Beziehung zum „Einen," zur Gottheit, erklärt wird, kann hier wohl übergangen werden; dem Kundigen sind die Quellen dieser Beweisführung wohlbekannt, und dem Nichtfachmann wäre mit einer flüchtigen Skizzirung eines so verwickelten Gedankengangs kaum gedient. Mehr interessirt uns, was an Bolliger original ist, ich meine den Thatbeweis („den man doch wohl gelten lassen muß" S. 9), daß die Welt

Gott vollkommen offenbart, daß sie „zweckmäßig,“ ja daß sie die beste der möglichen Welten ist. Soviel hätten wir nun freilich nicht verlangt, aber Bolliger scheut vor keiner Konsequenz zurück. „Das Unzweckmäßige ist nur ein Schein“ (S. 22). Gott will mit dem Menschen das Höchste erreichen; er will das Ziel, er muß (!) auch die Mittel wollen. Und nun ziehen an unserm Auge alle Leiden von Mensch und Tier, alle „Unzweckmäßigkeiten und Kraftvergeudungen“ vorüber. Wie könnte der Mensch ohne sie Gelegenheit finden, sich zu behaupten? Wie könnte er ohne Hungersnot seinen Heroismus entwickeln, und woher käme ohne einen tüchtigen Hagelschlag der Gemeinschaftstrieb? Wie trefflich sich der Krieg mit ähnlichen Beweisgründen rechtfertigen ließe, liegt auf der Hand, und eine Behandlung dieses Themas wäre zeitgemäß gewesen.*) Die Aufzählung solcher „Gottesbeweise“ führt den Verfasser natürlich auch zu einer Bekämpfung (S. 58) des von Herrmann und Andern vertretenen Standpunkts: Jesus, der einzige Gottesbeweis. Alles in Allem: Hegel ist auferstanden, das Wirkliche ist wieder vernünftig, das Vernünftige wirklich geworden. Man hätte sich einen Mann als Korrektiv in die Frauenfelder Versammlung gewünscht, dem diese Teleologie das rote Tuch war: Schopenhauer! — Wie gefährlich solche Apologetik sein kann, bewies eine Reihe von Aufsätzen in einer der ersten Schweizer Zeitungen, in denen „die verunglückte Theodicee“ Bolligers auf geschmacklose Weise mit bitterm Hohn überschüttet wurde. Von dem Korreferat erwähnte der Verfasser freilich keine Silbe, und das ist kein Zufall.

Daß das Korreferat sich zu dem Vorangehenden nicht direkt polemisch verhält, sondern einen selbständigen Aufbau unternimmt, ist bei der Verschiedenheit des Standpunkts der Referenten durchaus angebracht. Schultheß charakterisirt zuerst die nach seiner Meinung irrigen Wege zu Gott: die Religion als Institution (Katholizismus); als theoretische Gewißheit des logisch denkenden Geistes (Intellektualismus) — zugleich eine ebenso geschmackvolle als trotz aller Kürze gründliche Auseinandersetzung mit Bolliger; endlich die Religion als ästhetische Empfindung. Demgegenüber stellt Schultheß die Religion hin als „Behauptung des Menschen der Welt gegenüber mit Gott,“ dessen Offenbarung er gerade nicht in der Welt, seinem „Geheimnis,“ sondern allein in der Persönlichkeit sieht. Sie erlebt und sie zeugt von Gott; „Persönlichkeiten, Gottesmenschen sind der Weg zu ihm.“ Sie alle aber versagen einmal und weisen uns über sich hinaus zu Christus hin. Zu dem Konflikt mit der Welt kommt der andre mit uns selbst; auch hier „teilt uns Christus aus Gott die Kraft mit,“ der sittlichen Forderung zu genügen. Doch wir brauchen Gott nicht nur als Gegensatz gegen Welt und Sünde, sondern als Freund und Zuflucht; auch hier ist Christus der Weg. Theologie aber ist kein Weg zu Gott, sondern objektive Beschreibung des von Gott erzeugten Lebens.

Wir brechen hier mit dem lebhaften Bedauern ab, daß es Schultheß nicht möglich war, im Rahmen eines Korreferats seine Anschauung auszuarbeiten, und schließen mit der Bitte, er möge, wenn irgend thunlich, an dieser Stelle das Wort noch einmal zu dem Thema ergreifen. Er könnte damit manchem unsrer Leser einen unschätzbaren Dienst erweisen.

Platzhoff

Die Rede des Kaisers in Straßburg. Am 5. d. brachte Kaiser Wilhelm in Straßburg beim Festmahl einen Trinkspruch aus, in dem er u. a. Folgendes sagte:

„Vor allem aber auch möchte ich den edeln Herren der Kirche, die einen so großen Einfluß auf unsre Bevölkerung haben, ans Herz legen, daß sie mit ihrer ganzen Arbeit und mit Einsetzen ihrer ganzen Persönlichkeit dafür sorgen, daß die Achtung vor der Krone, das Vertrauen zur Regierung immer fester und fester werde; denn in den heutigen bewegten Zeiten, wo der Geist des Unglaubens durch die Lande zieht, ist der einzige Halt und der alleinige Schutz, den die Kirche hat, die kaiserliche Hand und das Wappenschild des Deutschen Reichs.“

Es ist kein Zweifel, daß Kaiser Wilhelm sich dabei insonderheit den edeln Herrn von der katholischen Kirche zugewandt hat. Und er hatte Ursache genug, ihnen von dem Werte des Staates für die Kirche, von dem Interesse des Altars am Thron im Sinn der Formel „Thron und Altar“ zu reden. In der That ist auch auf evangelischer Seite das Interesse der Kirchen am Staat ein großes. Ja unsre heutigen „Kirchen“ im Reich stehn und fallen mit den Staaten, darin hat der Kaiser vollkommen Recht. Im religiösen Interesse freilich, in dem Gefühl für das, was dem Menschen von heute notthut, in der Erwägung, wie jene Kaiserworte auf weite Volkskreise wirken müssen, kann man den frommen Wunsch nicht unterdrücken, das Kaiserwort möchte anders gelautet haben und vor Mißverständnis geschützter dastehn. Kaiser Wilhelm weiß es auch, aber wir müssen doch bei solchem Anlaß ausdrücklich bezeugen, daß die von Christus gestiftete „Kirche“ des weltlichen Arms nicht bedarf, sondern ihre Kraft, ihren Schutz, ihre Zukunft in dem Geiste Christi hat, der in ihr lebt.

Wie sehr unser Kaiser in diesen Gedanken lebt, beweisen auch seine Trinksprüche in Stuttgart am 7., in Karlsruhe am 8. September. Dem König von Württemberg gegenüber sprach er aus, daß „in unsern Monarchien das Königtum an der Spitze eines Volkes die einzig wirklich sichere Stütze für die Bewahrung von Thron und Altar, Religion und Sitte am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts ist.“ Meine Ansicht über diese Kopulation von Thron und Altar habe ich in meiner Schrift „Die Religion im modernen Geistesleben“ S. 78 ff. näher dargelegt.

R

*) Vgl. die Verhandlungen der 45. Predigergesellschaft (Neuchâtel, Delachaux & Niestle 1895), die die Friedensfrage eingehend besprochen hat.

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich: 12 Mk. vom Philologentisch in Wernigerode; 10 von P, Girkhausen; 5 von C T, Frankfurt a. M.

Für den Magdeburger Fonds (vgl. Nr. 33): 10 Mk. von Sch, Gandersheim; 6 von P, Girkhausen; 5 von C T, Frankfurt a. M.

Für Armenien: 16 Mk. durch G, Großaltdorf; 5 von F B, München; 4,75 von C T, Kötzschenbroda; 3 durch W G, Bonbaden.

Für das notwendige Liebeswerk: 10 Mk. von P, Girkhausen.

Für die Kapelle in Salzschlirf: 5 Mk. von Sch, Gandersheim.

Herzlichen Dank! D H

Zur Beachtung

Die heutige, sowie die beiden nächstfolgenden Nummern werden in höherer Auflage gedruckt. Wir bitten in beliebiger Anzahl Probenummern zu verlangen und zu verbreiten.

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Eisenach. Freitag, den 6. Oktober, nachmittags 5 Uhr, im Gewerbehause (nahe dem Theater): Konsistorialrat Abt D. Hermann Schultz aus Göttingen über „das Bekenntnis in der evangelischen Kirche.“ Sonnabend, den 7. Oktober, vormittags 9 Uhr, ebenda: Pfarrer Bonus aus Großmuckrow über „die Germanisirung des Christentums.“ Am Mittag des 6. und Nachmittag des 7. Zusammentreffen auf der Wartburg.

Magdeburg. Mittwoch, den 4. Oktober, nachmittags 3 Uhr, Vierteljahrs-Versammlung im Münchner Hofbräu, Hasselbachstraße 1. Die Forderungen Jesu Matth. 5. Ref.: Herr Prof. D. Herrmann aus Marburg. Gäste, auch Damen, sind willkommen. Die Beiträge für das notwendige Liebeswerk werden erbeten.

Stade. Dienstag, den 26. September, vormittags 11 Uhr, in Campe, Gasthaus zum Kyffhäuser.

Meiningen. Dienstag, den 19. September, abends nach der Gemeindefeier im Gasthof zum Hirsch.

Jahresversammlung des Evangelischen Vereins in Hannover
am 26. und 27. September 1899 in Stade

Dienstag, den 26. September, abends 6: Gottesdienst in der St. Wilhadi-Kirche. Predigt: Generalsuperintendent D. Steinmetz. 8 Uhr: Freie Vereinigung und Begrüßung im Tivoli.

Mittwoch, den 27. September, vormittags 9: Hauptversammlung im Tivoli. 1. Schriftlektion und Gebet: Senior Woltmann. 2. Jahresbericht, erstattet von dem Geistlichen des Evangelischen Vereins, Pastor Strecker. 3. Vortrag des Abts DDr. Uhlhorn über die Entwicklung der Innern Mission in der Hannoverschen evangelisch-lutherischen Landeskirche. 4. Vortrag des Generalsuperintendenten D. Steinmetz: „Ist die Erziehung verwahrloster Kinder im Rettungshause oder in Familien vorzuziehen?“

Versammlungskalender

16.—19. September Deutscher Kongreß des Bundes vom Weißen Kreuz in Bielefeld.

18.—22. September Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Gesamtvereins in Braunschweig.

19. 20. September Jahresversammlung des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins in Meiningen.

25.—29. September Instruktionskursus für kirchliche Liebesthätigkeit in Basel.

26. 27. September Evangelischer Verein Hannover in Stade.

26.—28. September Protestantentag in Hamburg.

27. 28. September Hauptversammlung des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke in Stettin.

1.—4. Oktober Nationalsozialer Vertretertag in Göttingen.

1.—4. Oktober Allgemeiner Deutscher Frauenverein in Königsberg.

2.—5. Oktober Kongreß für Innere Mission in Straßburg.

2.—14. Oktober Orientalistenkongreß in Rom.

4.—6. Oktober Deutsch-evangelischer Schulkongreß in Barmen.

6. 7. Oktober Freunde der Christlichen Welt in Eisenach.

9.—12. Oktober Jahresversammlung des Evangelischen Bundes in Nürnberg.

10.—12. Oktober Wissenschaftlicher Ferienkursus in Bonn.

16. 17. Oktober Diasporakonferenz in Dresden.

Deutsche Schule in Kairo.

Junger, evangelischer Theologe als **Lehrer** und **Hilfsprediger** zum 1. Oktbr. gesucht. Erforderlich: pädagogische Uebung, einige Kenntnis des Französischen, musikalische Kenntnisse. Gehalt 2400 Mk. und freie Wohnung. Reiseentschädigung. Meldungen mit Zeugnissen und Empfehlungen an

Pastor **A. Keller, Konstanz,** Obere Laube 16a, Baden.

In meinem **Familienpensionat** finden noch einige junge Mädchen Aufnahme zu wissenschaftl. Weiterbildung, Erlernung von Sprachen, des Haushalts und feiner Handarbeiten. Zimmer für Erholungsbedürftige.

Frau verw. Oberpfarrer **Naumann,** geb. Ahlfeld, **Schwarzenberg** i. Erzgeb., Sachs.

Junge Dame,

Elsässerin, die in Frankreich die Lehrerinnenprüfung bestanden, wünscht zu ihrer weiteren Ausbildung in der deutschen Sprache **Aufenthalt in gebildeter Familie.** Antworten erbeten unter **J. M.** an den Verlag dieser Zeitung.

Suche für 32jährige Dame, Beamtentochter, tüchtig und angenehmen Wesens, Stellung zur selbständigen Führung des Haushaltes.

Bauer, Rensow bei Gr.-Wüstenfelde (Mecklenbg.).

Für die **Knaben-Anstalt der Brüdergemeine zu Neuwied am Rhein** wird für den 20. September ein **Lehrer** gesucht, der sich für mindestens zweijährigen Dienst verpflichten kann.

Näheres durch den Direktor B. Fritschi.

Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte à 32 Seiten in vornehmer Ausstattung. Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Welch eine Fülle von Urteil und Kunstsinn, welch ein vortreffliches und umfassendes Bild des schöngeistigen Lebens eines ganzen Jahres, und das Ganze für einen wahrhaft lächerlichen Preis! **Tägl. Rundschau, Berlin.**

Ein herrliches Stück Arbeit hat das Blatt in seinem ersten Jahrzehnt geleistet, ein Stück Arbeit, das der Geschichtsschreiber unseres deutschen Kunst- und Geisteslebens warm zu würdigen hat. **Deutsche Tageszeitung, Berlin.**

„In der That wiegt der einzige Kunstwart mehr wie der ganze übrige Haufen von ästhetischen, litterarischen und Kunstzeitschriften." **Univ.-Prof. Max Koch, Breslau.**

„Unter den litterarischen Zeitschriften ersten Ranges befindet sich eine einzigartige, welche jenseits und in gewisser Beziehung sogar über der Konkurrenz steht: Der Kunstwart." **Deutsche Zeitung, Wien.**

Abonnementspreis M. 2.50 f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Herausgeber Fr. Naumann

national-

Die Hilfe

-sozial!

Postbezug: viertelj. 1.50 M

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.

Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Gr. illust. Katalog gratis-franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph in Giessen 162.

50 Transparente Bilder aus dem Leben Jesu

von großartiger Wirkung (Größe $4^1/_2 \times 4^1/_2$ m mit Gerüst) sind unter günstigen Bedingungen zu verleihen bei

Pastor Dr. **Koch,**

Direktor des Vereins für Innere Mission in Leipzig.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

In meinem Verlage erschien:

Die Gleichnisreden Jesu.

Von

D. Adolf Jülicher,

Professor der Theologie in Marburg.

Erster Teil.

Die Gleichnisreden Jesu im Allgemeinen.

Zweite, neu bearbeitete Auflage.

Gross 8°. Brochirt M. 7.20, gebunden M. 9.70.

Zweiter Teil.

Auslegung der Gleichnisreden der drei ersten Evangelien.

Gross 8°. Brochirt M. 12.80, gebunden M. 15.30.

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.

EMMER

Pianinos 450 Mk. an, Flügel 10jähr. Gar. Harmoniums 95 Mark an.

Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.

Fabrik W. Emmer, Berlin, Seydelstrasse 20.

☞ Die Herren Pastoren und Lehrer haben Ausnahmepreise.

Hyacinthen- prächtig bunter

Huck's Hyacinthen-Catalog an jeden Hyacinth.-Interessenten gratis u. franco!

Gleichzeitig empf. für Töpfe: 10 Hyac. allererster Qual. i. 10 Prachtsort. zu 3 Mk., 25 St. i. 25 Prachtsort. 9 Mk. Hyac. für Gläser: 10 St. i. 10 d. schönst. Sort. 4 Mk., 20 St. i. 20 Sort. 9 Mk. (Feine Salon-Hyacinth.-Gläser 10 St. 5 Mk. incl. Porto u. Emballage.)

Ferner: Hyacinthen ohne Namen, nur Prima Qual., 10 St. i. 6 Farben Mk. 2,— f. Töpfe, f. Gläser Mk. 2.50. Kultur-Anleitung gratis.

Hyac. jetzt pflanzen! **Friedr. Huck, Erfurt 17!** Telegr.-Adr. wie oben!

Honig garantiert chemisch rein, empfehle in 10-Pfd.-Posteimern **franko** gegen M. 6,— Nachnahme oder Voreinsendung.

Zahllose Empfehlungen!

H. Gieseking, Bremen 405-D.W.

Verlag von **G. M. Albertt's Hofbuchhandlung, Hanau.**

Sinnigstes Gelegenheits- und Hochzeitsgeschenk!

Unser Fremdenbuch.

Blätter der Erinnerung und Freundschaft für jedes Haus, in dem **Gäste willkommen** sind. Mit einem **Widmungsblatt** in **Aquarelldruck.** Jede Seite ziert ein **altdeutscher Spruch. Elegant gebunden M. 4.50, M. 5.50, M. 8 —.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

E. von den Steinen & Cie. Wald-Solingen 314.

Stahlwarenfabr. u. Versandhaus

versenden gegen Nachnahme: **Rasirmesser No. 5** in Etui, aus feinstem Silberstahl geschmiedet, gut hohlgeschliffen, fertig zum Gebrauch, per Stück zu **Mk. 1.20.**

Streichriemen per Stück 75 Pf.

Wenn nicht passend: **Umtausch oder Geld zurück!**

Haupt-Katalog 272 Seiten über Stahlwaren, Waffen, Werkzeuge, Haushaltgeräte, Musikinstrumente, Stöcke, Pfeifen, Gold- und Silberwaren 2c. umsonst und portofrei.

Gebr. Stoffregen, Hannover im evangelischen Vereinshause empfehlen alle Arten **Paramente u. Kirchengeräte**

Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner: **Talare, Baretts und Bäffchen**

Ill. Kataloge. Billigste Preise. Reelle Bedienung.

NEU!

Es ist noch wenig bekannt, dass ein Jeder auf einer **Mundharmonika ohne Notenkenntnisse** die schönsten Lieder, Tänze etc. künstlerisch zum Vortrag bringen kann. **In einer Stunde erlernbar** ohne Lehrer. Eine **hochelegante Concert-Mundharmonika** mit klangvollen Glocken-Metallstimmen in eleganten Etuis verpackt, nebst **Schule zum Selbstunterricht** kostet bei vorheriger Einsendung in Briefmarken nur **1 Mk. 75 Pf.** franco. Nachnahme 35 Pf. teurer.

Man adressire an: **Norddeutsches Musik-Versandhaus Rostock,** Otto-Strasse 19.

NEU!

Bei angemessener freier Behandlung

Alkohol-Entziehungskur

Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.

Prospect frei.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Carl Marquart in Leipzig